Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 41 (1986)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Visual Library

Fontane Blätter

1986/1

Band 6, Heft 3
(Heft **41** der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

HINWEISE FÜR DIE AUTOREN VON MANUSKRIPTEN

Wir bitten,

1. Name und Anschrift auf dem Manuskript zu notieren, dazu eine kurze Angabe zur Person (Institution) für ein Autorenverzeichnis;

2. alle Manuskripte in zweifacher Ausfertigung einzusenden, Umfang: max. 25 Maschinenseiten zu 60 Anschlägen pro Zeile, 30 Zeilen pro Seite (breiter Rand);

3. Anmerkungen mit den Fußnoten gesondert hinzuzufügen, diese fortlaufend zu zählen und bei Rückverweisen diese nicht mehr mit a. a. O. zu kennzeichnen, sondern mit Kurztiteln zu arbeiten — ggf. auf eine wichtige Anmerkung weiter oben zu verweisen (Ziffer).

4. Hervorhebungen im Text werden *kursiv* wiedergegeben, im Manuskript sind diese Passagen durch Unterstreichung zu kennzeichnen.

5. Erstkorrektur lesen die Autoren selbst. Änderungen auf dem Umbruch, die über das Berichtigen von Satzfehlern hinausgehen (oft das Neusetzen mehrerer Zeilen erfordern), können den Autoren berechnet werden.

Wir danken für das Beachten dieser Vorgaben; erleichtert wird dadurch die Arbeit der ehrenamtlich arbeitenden Redaktion.

1986/1

Band 6, Heft 3
(Heft **41**
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31 782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 41

Unveröffentlichtes

– Fontane und Elisabeth Mentzel. Drei bisher unveröffentlichte Briefe. Eingeleitet, herausgegeben und kommentiert von Walter Hettche 253

– Franz Kugler: Briefe an Theodor Fontane. Eine Auswahl aus den Jahren 1853 und 1854. Eingeleitet, herausgegeben und kommentiert von Roland Berbig 255

Fontane im kulturellen Leben seiner Zeit

– Peter Wruck: Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit 286

– Hans Otto Horch: Ansichten des 19. Jahrhunderts. Theodor Fontanes Verhältnis zu Richard Wagner und dem Wagnerismus 311

Archivjubiläum am 18. Dezember 1985; Personalia

– Otfried Keiler: 50 Jahre Fontane-Archiv in staatlichem Besitz .. 326

– Joachim Schobeß: Henry H. H. Remak zum 70. Geburtstag 336

– Joachim Schobeß/Otfried Keiler: In memoriam Paul Conrad 338

Annotation, Rezension, Information

– Hubert Göbels: Fontanes „Archibald Douglas“ in einer Jugendzeitschrift 339

– Vera Inngun Moe: Deutscher Naturalismus und ausländische Literatur. Phil. Diss. Aachen 1981 [Rez. Barbara Voigt] 343

– Horst Budjuhn: Fontane nannte sie „Effi Briest“. Das Leben der Elisabeth von Ardenne. Berlin (West) 1985 [Rez. Bettina Plett] 346

– Karla Bindokat: „Effi Briest“. Erzählstoff und Erzählinhalt. Frankfurt/M., Bern 1984. Elsbeth Hamann: Theodor Fontanes „Effi Briest“ aus erzähltheoretischer Sicht. Bonn 1984 [Rez. Joachim Biener] 350

– Rainer Kolk: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu den Romanen Fontanes. Phil. Diss. Bielefeld 1984 [Autorreferat] 353

– Helga Breithaupt, Peter Schaefer: Laufende Bibliographie 355

Walter Hettche

Fontane und Elisabeth Mentzel

Drei bisher unveröffentlichte Briefe

Im großen Bekannten- und Freundeskreis Theodor Fontanes hat die Frankfurter Lehrerin und Schriftstellerin Elisabeth Mentzel geb. Schippel (1848–1914) allem Anschein nach eine untergeordnete Rolle gespielt. Äußerungen Fontanes über diese Frau sind nicht überliefert, und so hat man bisher nichts von einer persönlichen Beziehung zwischen dem Dichter und seiner Kollegin gewußt. Im Nachlaß der Autorin, der im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main aufbewahrt wird, finden sich indessen drei Briefe[1] Fontanes an Elisabeth Mentzel und ihren Ehemann, den Gerichtsrat Hermann August Christoph Mentzel (1852–1921), aus denen hervorgeht, daß es im Mai 1897 zu einer Begegnung zwischen Fontane und Frau Mentzel gekommen ist.

Es ist nicht festzustellen, ob Fontane jemals ein Werk Elisabeth Mentzels gelesen hat. Von ihren wichtigsten theatergeschichtlichen Arbeiten könnte er nur die 1882 erschienene ‚Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt' gekannt haben. Elisabeth Mentzels gründliche und fundierte Aufsätze über Schiller und Goethe, vor allem in den frühen ‚Berichten des Freien Deutschen Hochstifts',[2] dürfte Fontane kaum gelesen haben; anderes, wie das materialreiche Buch über die Lehrer Goethes und seiner Schwester Cornelia,[3] ist erst nach seinem Tod entstanden. Die drei im folgenden erstmals publizierten Briefe geben auch keinen Aufschluß über eine mögliche Kenntnis der zu Fontanes Lebzeiten gedruckten populären Romane, Novellen und Volksstücke Elisabeth Mentzels mit Titeln wie ‚Feldnelken', ‚Der Waldhannes' und ‚Der Räuber', ein Stück, in dem der junge Schiller die Hauptfigur ist. Doch spricht aus den Briefen eine offenkundig große Sympathie Fontanes für diese Frau, wie sie sich vor allem in dem eifrigen Bemühen um das Zustandekommen eines Besuchstermins äußert. Es ist denkbar, daß Elisabeth Mentzel in ihrem Brief, den Fontane in seinem Schreiben vom 10. Februar 1897 erwähnt, einiges von sich berichtet hat, etwa von ihrer Tätigkeit als freiwillige Krankenpflegerin im Deutsch-Französischen Krieg – sie wurde dafür mit dem Verdienstkreuz von 1870/71 geehrt – oder von ihrer regen Teilnahme am literarischen und gesellschaftlichen Leben im Frankfurt des 19. Jahrhunderts. So war sie seit 1896 die Vorsitzende der Frankfurter Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Wie dem auch sei: Die drei Briefe sind, so unbedeutend sie auch erscheinen mögen, zum einen charakteristische Beispiele für den verbindlich-höflichen Altersbriefstil Fontanes, der die alltäglichsten Angelegenheiten mit Witz, aber auch mit Respekt vor dem Briefpartner behandelte. Daß der Briefpartner in diesem Fall eine um drei Jahrzehnte jüngere intelligente Dame war, mag zu dieser Sympathie entscheidend beigetragen haben, wie nicht geleugnet werden soll. – Zum anderen liegt die Bedeutung dieser Briefe weniger in ihrem Inhalt als in dem Umstand, daß mit Elisabeth Mentzel und der persönlichen

Bekanntschaft mit ihr ein neues Mosaiksteinchen in Fontanes Biographie eingefügt ist, von dem man bisher nichts wußte.

Die Briefe:[4]

1.

Berlin 10. Febr. 97.
Potsdamerstraße 134. c.

Gnädigste Frau.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren lieben Brief und alles Freundliche was er mir sagte.

Sie zu sehn, wenn Sie nach Berlin kommen, wird mir eine Ehre sein und mich hoch erfreun. Ich bitte nur, daß ich am Morgen des betr: Tages eine Karte erhalte mit dem kurzen Bemerk: „ich komme" unter Hinzufügung der Stunde. Dann weichen alle Cerberusse (übrigens ein reizendes Geschöpf von Mädchen) die sonst vor meiner Schwelle lagern und denen nie ganz zu trauen.

Ihnen bis dahin mich bestens empfehlend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

2.

[Notiz auf dem Kuvert:]

Der Gemahl oder ein andres Mitglied der Familie[5] ist gebeten, diesen Brief zu erbrechen.

[Text:]

Eben erhalte ich eine Karte von Frau Elisabeth Mentzel, worin sie sich für morgen Donnerstag, Mittag oder Nachmittag, bei mir anmeldet und eine Antwort erbittet. Es fehlt aber die Wohnungsangabe, so daß ich nicht weiß, wohin ich meine Antwort zu richten habe. Da suche ich nun Hülfe bei Ihnen und ersuche Sie, gleich nach Eingang dieser Zeilen, an Frau Elis. Mentzel zu telegraphiren:

„Th. Fontane erwartet Dich Donnerstag zwischen 1 und 3."

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Berlin
19. Mai 97.

3.

Gnädigste Frau.

Durch Ihren Herrn Gemahl erfahre ich eben Ihre Adresse und beeile mich nun

Sonnabend zwischen 1 und 3

zu proponiren. Ich würde mich sehr freuen, wenn Ihnen die Stunde passen sollte.

In der Hoffnung Sie morgen begrüßen zu dürfen, in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

Berlin
21. Mai 97.
Potsdamerstraße 134. c. III.

Anmerkungen

1 Herr Hans Grüters, der Handschriften-Sachbearbeiter im Freien Deutschen Hochstift, hat mich auf diese Briefe aufmerksam gemacht und wichtiges biographisches Material über Elisabeth Mentzel zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm herzlich danke, ebenso wie Frau Karin Carl vom Stadtarchiv Frankfurt am Main, die mir eine Auskunft über Hermann Mentzel erteilt hat. Herr Direktor Dr. Christoph Perels vom Freien Deutschen Hochstift hat mir dankenswerterweise die Erlaubnis zur Publikation der drei Briefe gegeben.

2 ‚Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne' (1883); ‚Zwei Frankfurter Faustaufführungen in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts' (1893); ‚Friedrich und Christine Hebbel mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin' (1894).

3 ‚Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte. Nach archivalischen Quellen von E. Mentzel'. Leipzig 1909.
Weitere Schriften Elisabeth Mentzels: ‚Frau Rat Goethe. Ein Lebensbild'. Frankfurt 1908; ‚Die Beziehungen des jungen Schiller zu Frankfurt a. M.' (JbFDH 1905); ‚Auf Goethes Spuren in Malchesine' (JbFDH 1908); ‚Zur ersten Aufführung von **Kabale und Liebe** in Frankfurt a. M. am 13. April 1784' (JbFDH 1909); ‚Goethes Vater als Vormund' (JbFDH 1914/15).

Die Beiträge zum Goethe-Handbuch (1916–1918) über ‚Das Offenbacher Mädchen' und über Domenico Giovinazzi, den Italienischlehrer des jungen Goethe, sind posthum erschienen.

4 Die Kuverts der drei Briefe haben sich erhalten; die beiden ersten tragen die Adresse „Frau / Elisabeth Mentzel / Frankfurt a. M. / Elsheimerstraße 11", obschon der Brief vom 19. Mai 1897 an Hermann Mentzel gerichtet ist. Der letzte Brief ist an „Frau / Elisabeth Mentzel / Hallesche Straße 20. III. / (Pension Beck)" in Berlin adressiert.

5 Die Mentzels hatten keine Kinder.

Franz Kugler: Briefe an Theodor Fontane. Eine Auswahl aus den Jahren 1853 und 1854.

Eingeleitet, herausgegeben und kommentiert von Roland Berbig (Berlin)

Was Theodor Fontane am 1. Dezember 1857 aus London an seinen Freund und Förderer Wilhelm von Merckel schrieb, liest sich wie ein vorweggenommener Nachruf auf Franz Kugler: „Unter allen Menschen, mit denen ich in meinem bunten, vielgestaltigen Leben in Berührung gekommen bin, hat er den entschiedensten und, ich muß hinzusetzen, segenvollsten Einfluß auf mich ausgeübt. ... sein Leben ist Lehre und Vorbild." Wenige Monate später verstarb der Berliner Kunsthistoriker und langjährige Mitarbeiter im preußischen Kultusministerium, gerade fünfzigjährig.

Mit Genehmigung und freundlicher Unterstützung der Generaldirektion der Deutschen Staatsbibliothek Berlin und des Theodor-Fontane-Archivs können hier erstmalig ausgewählte Briefe Kuglers an Fontane publiziert werden. Daß die Auswahl sich auf die beiden Jahre 1853 und 1854 beschränkt, hat seinen guten Grund. In dieser Zeit verband Kugler und Fontane mehr als nur die gemeinsame Mitgliedschaft in den Vereinigungen „Tunnel über der Spree", „Ellora" und „Rütli". Sie hatten nach einigem

Zögern (die Briefe bezeugen es) die Herausgeberschaft der zuerst als Vierteljahresschrift geplanten, dann aber als Jahrbuch erscheinenden „Argo" übernommen. Kuglers Briefe belegen eindrucksvoll, mit welchen Schwierigkeiten das Projekt zu kämpfen hatte. Da galt es Beiträge zu diskutieren (immerhin umfaßte die Beiträgerliste Namen wie Friedrich Eggers, Paul Heyse, Theodor Storm und Leo Goldammer) und aufwendige verlegerische Vorarbeiten zu leisten. Die Phasen der Zusammenarbeit, wie sie sich bis zum Scheitern eines zweiten Jahrganges im drauffolgenden Jahr abzeichnen, werden deutlicher erkennbar, als das bisher der Fall sein konnte.

Da der Wert dieser Briefe nicht zuletzt in ihrem Charakter von Momentaufnahmen literarischen Lebens dieser Zeit liegt, versuchen die Anmerkungen, gerade diesem Zug Rechnung zu tragen. Das Beziehungsfeld, das die Briefe umgibt, sollte – soweit dies im Rahmen der Publikation möglich war – beleuchtet werden, ohne daß Vollständigkeit angestrebt wurde. Die Veröffentlichung und Kommentierung steht im Zusammenhang mit der Konferenz „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit", Potsdam 1986. Der Herausgeber wird auf dieser Tagung weiterführende Zusammenhänge erläutern.

1. BRIEFTEXTE (Kommentar in fortlaufenden Anmerkungen am Schluß)

Nr. 1

Lieber Fontane!

Ich schicke Ihnen hiebei das Concept zu meinem Schreiben an pp. Katz, damit die Durchschrift desselben durch Sie und die übrigen Freunde schon vor dem Montage thunlichst gefördert werden könne. Natürlich ist es nur Entwurf und jeder Abänderung fähig.

Rücksichtlich der Kosten hat mir Anton Gubitz ausgerechnet: ×
Sämtliche Herstellungskosten, hochgerechnet, 200 rth.

Netto-Gewinn bei dem Absatz von 750 Exemplaren *F* 500 rth.
160 rth. Honorar. Also – 500 rth.

davon ab 200
160

360

b[l]eibt 140 rth.

Also etwa 40 rth. als *höchste* Honorarforderung für den Herausgeber. (G. schlug 25 rth. vor, was mir aber doch jedenfalls zu gering bedünken will, zumal wenn Katz selbst druckt und also *lange* nicht die 200 rth. Kosten hat.)

Auch füge ich die Merkeliana und Katziana wieder bei.

Stets Ihr getreulichster
F. Kugler

B. 22/ 1.53.
× bei der Lief. zu 10 Bogen
F das Exempl. der Lief. im Ladenpreis à 1 rth.

Nr. 2

Hier etliche Geheime Geschichten u. [unleserlich] Menschen zur beliebigen Durchsicht behufs Auffindung novellistischer Stoffe oder Motive [von Kugler durchgestrichen].

Einen Namen für das belletristische Rütli (ohne h) habe ich noch nicht. Wohl aber sind mir über Nacht alle Bedenken gegen die Titel-Aufführung *mehrerer* Herausgeber wieder lebendig geworden. Mein Gefühl sagt mir, daß es nicht gentil sei. Das Gefühl pflegt (nicht bloß bei Frauen) am Entschiedensten zu sein, aber seine Gründe sind nicht immer ganz leicht zu ermitteln. Vielleicht

[hier sind Passagen herausgeschnitten; Fortsetzung auf der ersten Bogenseite oben]

auch geradehin ausspricht. Wir sechs Rütlimannen *wollen* das Ding und sind mit Rath und That *dabei:* aber wir berufen *Einen,* den wir als Haupt hinstellen, der schließlich doch das Commandowort haben, dem schließlich doch Ehre oder Schmach des Unternehmens gebühren muß. Eine Verantwortlichkeit auf mehreren Schultern trägt sich leichter und wird gern von Einem dem Anderen zugeschoben: Einer allein nimmt sich ganz anders zusammen. Das hat auch schon Schiller von der Göttinger Gelehrten Gesellschaft gesagt und es hat bisher noch auf alle hauptlose Unternehmungen gepaßt:

> Einzeln sind sie noch Alle so leidlich klug und verständig. Sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.

Es kommt hinzu, daß das Aushängeschild mit vier Namen doch wieder nur eine Farce wäre, in dem zwei, die eben doch auch dazu gehören fehlen.

[Rückseite des abgetrennten Teils]

Ich kann also nur recht dringend wünschen, daß es bei dem ursprünglichen Entschluß bleibe: Sie haben vielleicht die Güte, den übrigen Freunden meine Bedenken, etwa heut Abend, mitzutheilen. Dem Verleger dürften die Gründe, soweit es ihm gegenüber thunlich ist, darzulegen sein; für ihn kommt auch das hinzu, daß am Ende noch keiner von uns eine literarisch entscheidende Bedeutung, wie ein Goethe, Schiller, Kleist oder selbst Geibel oder Redwitz, hat, daß schon der Name an sich ohne Weiteres wirkt; auch kann, in seinem Interesse, die Titel-Nennung der Namen jedenfalls nur dahin führen sollen, daß das Publikum überhaupt einen ersten Blick in das Buch wirft, was er aber durch andre Mittel, edle Ausstattung, ein würdiges Titelbild od. dergl., ebensogut u besser erreichen kann.

In den Contract bitte ich dabei die Aufnahme des Passus nicht zu vergessen: daß etwaige bildliche Ausstattung des Werkes der Genehmhaltung des Herausgebers zu unterwerfen ist.

And so for ever

Lessing

27/2.53.

Nr. 3

Lieber Fontane.

Diese Woche ist allgemeine Zurücklieferung der entliehenen Bücher an die Kgl. Bibliothek; ich muß Sie daher bitten, mir die 3 Bände schottischer Balladen spätestens bis Morgen (Dienstag) gefälligst wieder zukommen zu lassen.

In Betreff des belletrist. Jahrbuches fange ich schon an, einigen Katzenjammer zu anticipiren. Mich persönlich quält es, daß ich augenblicklich (nach mehreren anderen unabweislichen Störungen) sehr streng bei meinem wissenschaftlichen Arbeiten bleiben muß. Es ist mein lebhaftester Wunsch, irgend etwas Gutes im Fache der Erzählung zu liefern, und es ist allerdings möglich, daß ich mir in etwa 8 Wochen eine kleine Frist dazu abmüßigen kann; aber mit Bestimmtheit ist darauf nicht zu rechnen. (Die ganze Wendung, sofort in 3 Monaten ein solides Jahrbuch zu liefern, lag doch eben nicht im ursprünglichen Plan, so vernünftig sie an sich auch ist.)

An Paul (dessen Geburtstag am 15. d. Mon. ist) habe ich vorläufig schon geschrieben, ich weiß aber nicht, ob er im Stande sein würde, sofort das Nöthige zu beschaffen. Und doch muß das erste Debüt vollkommen würdig ausfallen.

Lepel sprach neulich, am Sonnabend, von einem novellistischen Plane: würde er ihn mit Entschiedenheit durchführen? In der Tunnel-Concurrenz ist *eine* Novelle eingelaufen, ohne Zweifel von Goldammer; sie ist originell und spannend, und es möchte schon, ihrem ganzen Wesen nach, das Augenmerk auf sie zu richten sein; aber sie würde jedenfalls, in mehrfacher Beziehung, noch eine gründliche Umarbeitung nöthig machen und der Autor selbst würde hierzu wohl am wenigsten befähigt sein.

Ich habe speziell darauf gedrungen, die Herausgabe des Jahrbuches einem Einzelnen, und zwar Ihnen, zu octroyiren; aber ich fühle daraus die Pflicht meiner moralischen Mitwirkung nicht weniger stark.

Ich würde mich sehr beruhigt fühlen, wenn Sie mir Ihre Aussichten oder Pläne mittheilen wollten. Ich hoffe übrigens, daß Ihr Unwohlsein nicht der Art ist, daß diese meine hypochondrischen Scrupel darauf Einfluß haben könnten: es sind doch immer noch 3 Monate und 6 ordentliche Leute, – freilich – wäre auf alle 6 nur ein recht solider Verlaß!

Stets
der Ihrige
F. Kugler
7/3.53

Nb. Pauls Adresse ist: Roma, Via di S. Andrea
delle Fratte, No. 12

Ich habe auch viel an grippösen Dingen laborirt und darf mir noch immer gar nichts bieten. Sobald als thunlich, werde ich es versuchen, zu Ihnen zu schwimmen.

Nr. 4

Verehrungswürdigster!

Beifolgend meine ostensible (für Hrn. Katz bestimmte) Zustimmung zu seiner Forderung samt der Bedingung, wovon ich sie *jedenfalls* abhängig machen muß. Schreiben Sie ihm noch, daß ich ein Mann bin, auf den man sich verlassen kann und daß ich von der geforderten Verlängerung des Ablieferungstermins jedenfalls nur im stricten Nothfall Gebrauch machen werde.

An Sie stelle ich dabei aber auch die Conditio sine qua non: daß Sie eine wirklich hübsche Novelle liefern. Mir spielt die Ouvertüre zu der meinigen seit dieser Nacht schon mit lustigster Waldhornfanfare im Kopf. Auch denke ich meinen Shakespeare-Aufsatz entsprechend zu überarbeiten. Wenn uns der Paul noch, außer Gedichten, etwas Nettes in Prosa liefert, so haben wir für den Stamm ausgesorgt.

Im Uebrigen wünsche ich, daß nur *bald* eine Entscheidung erfolge. Wenn es angeht, komm ich heut Nachmittag zu Ihnen.

Der Ihrigste

10/3.53 F. Kugler

Nr. 5

Anbei, mein Verehrtester, erfolgt der Verlags-Contract zurück, mit dem ich durchaus einverstanden bin. Wegen *des* Herausgebers wissen Sie meine Ansicht. Das „Belletr. Jahrbuch" ist vortrefflich und genügte schon als ganzer Titel völlig, wäre es nicht für Handel und Wandel besser, dem Courante noch ein zierliches Gepräge aufzudrücken und dadurch courant zu machen. Mögen uns die Götter ein artiges Wort bescheren!

Halten Sie sich nur tapfer, daß Sie Ihren Katarrh bald wieder los werden. Der meinige plagt mich noch unausgesetzt und namentlich meine Ohren sind jetzt sehr unvernünftig.

Und über drei Monate soll ein Kindlein fertig sein, vor dem die Welt, — ja, was wird sie davor thun?

Fortun fortuna juvat *F*

Stets

der Ihrige

21/3.53 F. Kugler

F Nb. obgleich dies der alte Plinius sagte, als er auf Aschewegen des Vesuv losging und nachträglich drin erstickte, so möge es doch kein böses Omen sein!

Nr. 6

Theuerster Herr und Poet!

Sie haben mir neulich Hoffnung gemacht, daß wir Sie und Ihre liebe Frau an einem Wochen-Abend würden bei uns sehen können. Ich erlaube mir

nun – nachdem meine Schwester Louise wieder zum kurzen Besuche bei uns ist – die Frage, ob dies am nächsten Sonnabend *F* (nach dem Rüthli bei Eggers) würde geschehen können, und bitte zugleich, mir freundlichst umgehend Antwort zukommen zu lassen.

Zugleich bitte ich Sie, doch die Storm'sche Novelle für die „Stufen" (Gescheidteres als Titel ist mir noch immer nicht eingefallen), sowie meinen Shakespeare-Aufsatz mitzubringen. Für meine Erzählung habe ich gestern die erste Feder angesetzt und bin sehr begierig, ob und was das werden wird. Nicht minder begierig bin ich auf Ihre schätzbaren Leistungen. Paulus hat geschrieben (an seinen Vater), aber nur von seiner Komödie (der Wahrsager) und von Theklaplänen. Von den letzten dringenden Mahnbriefen wegen einer Novelle hatte er noch nichts erhalten, wollte aber den schönen Mußeaufenthalt in Sorrent bald verlassen u. wird jetzt wohl wieder in Rom sein.

Der Ihrige
F. Kugler

Donnerst. 19. 5. 53.
F übermorgen

Nr. 7

Verehrtester!

Ein gestern eingetroffener Brief von Paul (dessen Vater leider Gottes sehr gefährlich erkrankt ist) meldet, daß die Novelle wider alles Erwarten mit Pauken und Trompeten ihren Einzug gehalten habe, und daß er die drei letzten Sorrentiner Tage auf sie verwenden wolle.

Meine Geschichte scheint sich etwas auszudehnen; ich bin schon auf dem 5ten meiner (halbgebrochnen) Bogen und noch ziemlich im Anfange; auch scheint mir das bisher Geschriebene nicht mißrathen.

Ein Delius'scher Vortrag über das Theater Shakspere's (wie er stets schreibt) colledirt gelegentlich sehr noch mit dem meinigen, wird diesen aber, wie ich hoffe keineswegs überflüssig machen, sondern – au contraire.

Höchst begierig bin ich auf Ihre jahrbuchlichen Prosa-Leistungen.

Herzlich
der Ihrige
F. Kugler

25/5 [1853]

Nr. 8

Ich bin sehr besorgt, lieber Fontane, wie Ihnen gestern der perfide kalte Abendwind, in den wir doch etwas zu erhitzt hinausgingen, bekommen sein wird. Ich fühlte mich durch den Gang nach Hause etwas erkältet; es wäre mir sehr lieb, zu hören, daß es Ihnen nicht weiter geschadet hat.

Ich habe Ihrer Doppelnovelle noch weiter nachgedacht und nachgefühlt. Es ist freilich im Ganzen, und zumal für die zweite Novelle, ein kitzliches und fast mißliches Thema, welches nur durch die entschiedene Kraft des moralischen Gleichgewichts genügend gelöst werden kann. Was ich an Vorschlägen zur Andeutung eines etwas mehr anderen Haushaltes für die zweite Erzählung geäußert, nehm ich zurück; gerade die Tüchtigkeit dieses Haushaltes scheint mir nothwendig, um das Unglück, welches hätte geschehen können, doppelt stark empfinden zu lassen. Nichtsdestoweniger glaube ich aber, daß die sittliche und ästhetische Forderung der Erzählung, schon als Vorbereitung, einiges Verführende nothwendig macht.

Dies scheint mir schon in der Doppelwirkung jener verhältnißmäßig doch üppigen Existenz, in welche der schlicht erzogene junge Mensch eintritt, und in der großen Naivität des Familienverkehrs zu liegen. Das Unschuldige in Beidem wird ohne Zweifel auf ihn schon ein wenig berauschend gewirkt haben. Dann scheint mir, um das Verhalten des jungen Mädchens bei jener verhängnißvollen Scene zu motiviren, als ein natürlich Gegebenes zu rechtfertigen, und gleichzeitig sein F^1 Verhalten zu erläutern, nothwendig, daß man schon vorher beobachtet hat, wie in ihr F^2 eine starke (freilich reine und unbewußte) Sinnlichkeit ihr Recht fordert; was freilich vom Dichter so *zart*, wie entschieden, zu geben ist.

Für jene Scene selbst kann ich nur auf das, was ich schon gesagt, zurückkommen: es muß das sinnliche Moment, wenn auch in voller Reinheit (als ein natürlich Gegebenes) positiver ausgedrückt sein. Ob und was in diesen Beziehungen noch nöthig ist, kann ich nach einmaligem Hören nicht sagen; meines Erachtens wären es überall nur kleine Pinselstriche; aber die ganze Erzählung ist auch so, daß sie nur bei der ächtesten dichterischen wie moralischen Vollendung ihr Recht hat, dann aber allerdings auch das vollste Recht. Ich stelle dies Ihrem Ermessen anheim, wie auch die Bemerkung: daß die ganze Erzählung mit dem quasi-kindischen Vorgang (Sie werden mich mit diesem Worte nicht mißverstehen) in ihrem Tone zeigen muß, welchen tiefsten Ernst dieses Kindische hat, der Art, daß sie selbst in der soldatischen Wachtstube ihr volles Recht gewinnt.

Für den kritischen Moment der ersten Erzählung wollen Sie erwägen, wie weit es etwa innerlich überhaupt und dem Charakter des Erzählenden angemessen ist, sich der Breite nach auszulassen, wie weit es direkt oder indirekt sich aussprechen muß etc.

Dies Alles, wie gesagt, *Ihrem* Ermessen. Sie werden, vielleicht nach einer kleinen Pause u anderer Beschäftigung, selbst am besten empfinden, was noch zu thun sein dürfte.

Herzlich
der Ihrige
F. Kugler
12/6.

[F^{1+2} jeweils am linken Rand der entsprechenden Briefseite notiert:]
F^1 des Wilson
F^2 (u. allerdings auch in ihr)

Nr. 9

Lieber Fontane!

Hoffentlich bedarf es dieser Zeilen nicht, Sie an die Stunde morgen um 3 Uhr als Beginn des dieswöchentlichen Rütli bei mir, zu erinnern. Ich schreibe die Erinnerung auch nur, um hinzufügen zu können: daß Sie mit Freund E. morgen doch ja wegen seiner Balladen für die Argo definitive Rücksprache nehmen oder wenigstens das dazu Erforderliche überlegen wollen. Gerade wegen der Eigenthümlichkeiten, über die wir gestern sprachen, und weil er im Uebrigen doch der beste Mensch von der Welt ist, hat man doppelte Pflicht, ihm soviel als irgend möglich entgegen zu kommen.

Heute wieder gegen 10 Stunden nichts als Nacharbeiten für das Jahrbuch! bald reißt meine Geduld.

In steter Treue
Ihr

23/6.53 F. Kugler

Nr. 10

Ich habe es höchstlich bedauert, lieber Fontane, daß Sie gestern vergeblich bei mir gesessen haben; ich war zu Grosse's u. dann in dem Verein für mittelalterl. Kunst gegangen. Jedenfalls würde ich heut noch zu Ihnen hinauskommen. Da Sie sich selbst aber bereit erklären, nochmals zu mir zu kommen und da sich heut vielleicht noch dieser oder jener – z. B. Eggers – einstellt, so bleibe ich lieber zu Hause und bitte Sie also recht sehr, mir für heut Ihren Besuch zu schenken, und zwar so zeitig wie möglich, damit ich mich thunlichst lange Ihres Hierseins freuen und hier auch Alles gründlich abgesprochen werden kann. Haben Sie auch noch zu Lesendes? es wäre sehr hübsch.

Ihr getreuer

B. 28/6.53 F. Kugler

Nr. 11

Dürkheim, 22. Juli 53

Lieber Fontane!

Haben Sie den allerschönsten Dank für Ihren Brief vom 18ten, der (mit dem Neu Ruppiner Poststempel des 19ten versehen) heut früh glücklich in meine Hand gelangte, obgleich Sie unsern damaligen Wohnort als „in Baden" befindlich bezeichnet hatten. Es giebt nemlich mehrere Dürkheims in der Welt; eine unbekannte Postfrau hatte aber die dankenswerthe Vermutung „in Rhein-Bayern" hinzugefügt und so waren dem Brief weitere Irrfahrten erspart worden. Es freut uns Alle von Herzen, daß Ihnen Ihr Landaufenthalt so wohl tat, Ihre Schilderung Ihrer dortigen Existenz hat uns großen Spaß gemacht. Wegen der 100 rth. haben Sie, was deren ursprünglich bewegende Ursachen betrifft, allerdings nicht falsch gerathen; Illaire hatte mir auch schon vorher gesagt, daß einstweilen wohl nicht mehr als etwas Derartiges, als Beisatz zu Ihrer Kur, würde geschehen

können, und ich hatte für mich gemeint, daß immerhin auch das zu acceptiren sein möchte u hätte nur gewünscht, daß die Sache mit ein Paar einfachen Allerh. Worten begleitet gewesen wäre. Meine Wünsche, die ich Illaire in einem ausführlichen Schreiben (nebst Belegen!) motivirt hatte, waren freilich auf wesentlich Andres hinausgegangen; indeß sehe ich ein, daß das jetzt schwieriger sein mag, als früher, da Geibel seine hübsche kleine Pension (durch Rumohrs Vermittlung) erhielt. Denn das eben war von vornherein, mit den Bemerkungen Ihres Briefes übereinstimmend, meine Ansicht, daß Tages Schriftstellerei — wenn auch vielleicht nicht unter *allen* Umständen — ertödtend auf den Poeten wirken muß. Doch kann jene Bewilligung, zumal in Verbindung mit der Ihnen schon früher geschenkten Allerh. Aufmerksamkeit (von der mir auch Illaire sprach) vielleicht ein Anknüpfungspunkt für Weiteres sein; und wenn Sie mir verstatten wollen, daß was ich unberufen begonnen, auch Zeit und Gelegenheit weiter zu verfolgen, so wollen wir's wenn wir wieder in Berlin sind, gründlichst berathen, wem und wie man vielleicht weitre Schreiben vorsetzen kann. Geschehen doch mancherlei seltsame Dinge in der Welt! warum sollte es in diesem Fall absolut unmöglich sein? und vielleicht findet sich, wenn auch keine absolute Sinecure, doch Besseres als die Zeitungswirthschaft. Ich habe zwar augenblicklich keine Ahnung; aber es kommt oft genug über Nacht, woran man am Abend noch nicht dachte.

Daß unser hiesiger Aufenthalt allerliebst ist, können Sie sich vorstellen. Mitten im gastlichen Weinlande, also in einer klimatischen Milde, wie man sie nicht schöner wünschen kann. Mächtiger voller Wald (Eichen, Buchen, Tannen) zwar nicht in unmittelbarer Nähe, — der hätte auch das Klima schon etwas derber gemacht; aber doch Kastanienwaldungen (ächte) und über diesen allerdings Fichten, wie bei uns. Zu einer Seite Berge (mehrstündig zu ersteigen) Felsen, Klippen, Gebirgsthäler der mannigfachsten Art, von den Höhen und über die Höhen der Blick wie über ein ungeheures ruhendes Meer und nach den ersten Vorbergen doch auch gewaltiger deutscher Laubwald; zur anderen Seite die Abflachung als die lockendste Ebene, üppige Weinfelder zunächst soweit man blickt Nußalleen, Obstbäume mannigfachster Art. Unsere Wohnung „in den vier Jahreszeiten" ganz comfortabel, am Mittags- u Abendtisch und auf dieser oder jener Gebirgspartie mit aller Art Leuten, die hier ähnlich bummeln und manches Mal auch liebenswürdig sind, gefunden etc. etc. Ich für meine Person habe allerhand tolle Märsche gemacht („wie es die Norddeutschen lieben" sagen die Leute hier, trotz ihrer Preußenverehrung, mit einigem Achselzucken), und ich hoffe, daß allerlei Berliner Brast von mir abgefallen ist. Von irgend welcher Gedankenthüchtigkeit bisher keine Spur, ein Paar kleine baugeschichtliche Studien ausgenommen; von Versen ganz entwöhnt. Gelesen habe ich nur — in einzelnen Mußestunden — das Kloster von W. Scott, an dem mich, „vom Metier aus", interessirte, zu beobachten, wie er den Stoff als Epos liegen gehabt und ihn hinterher zum Roman umgestaltet hat. Ein Paar weitere Fahrten, en famille, sind ebenfalls gemacht; morgen u übermorgen soll es nach Heidelberg gehen. Dann ist die Trauung noch vor der Thür. Am 29ten reise ich, um am 31ten

Abend oder spätestens am 1ten Aug. Mittag – falls nicht ganz Unvorhergesehenes dazwischen tritt – in Berlin zu sein.

Für die drei Reisetage habe ich aber verschiedene Studien ×[1] vorbehalten, die ich nohwendig machen *muß*, so daß es mir durchaus unmöglich wird, was ich sonst gern thäte, mit Ihnen in Dessau zusammenzutreffen. (Eher reisen kann ich nicht, da den 28ten Gretchens Geburtstag ist). Es thut mir in der That leid, Ihrem Vorschlage wegen dieses Zusammentreffens nicht entsprechen zu können; aber Sie werden mir glauben, daß es eben nicht geht. ×[2]

Ihr Volkslied von Kinkels Mobilmachung hat mich sehr amüsirt. Sie haben ganz recht: es ist ächtester Ton u Manier des Volksliedes; lassen Sie es von Bänkelsängern singen, wie wir neulich einen hier hatten (z. B.

Da streckt des Kinkels *F*[2] Leiche
Die Knochenarme aus
Und zieht das Kind, das bleiche
Hinab ins Bretterhaus")

und Sie sollen sehen, wie sich das Geschlecht der Volksliedersammler darum reißt.

Jetzt aber muß ich schließen: seit Wochen habe ich nicht soviel geschrieben; wenn Sie dies haben lesen können, zeigen Sie, daß Sie sich vielleicht schon für Diplomatik qualificiren.

Die Meinigen grüßen 1000 Mal Sie und Ihre liebe Frau, der auch ich mich gehorsamst empfehle. Mit dem Wunsche des fröhlichen Wiedersehens Ihr herzlich ergebener F. Kugler

×[1] [Notiz am linken Rande]: den Rhein hinab bis Köln
[Randnotiz auf der zweiten Briefseite]:

Paul bittet schon dringend, in einem jüngst eingetroffenen Briefe, jene frühere Novelle von ihm – verlorene Heimat – *F*[1] ja *nicht* in die Argo mit aufzunehmen. Was macht der Monmouth?

[Notiz neben der Bitte von P. Heyse]: (die wir in unserem Dispositionsplan schon *nicht* mit berücksichtigt hatten)

F[2] [am Rand neben dem Gedicht zu Kinkel]: nemlich Napoleons
×[2] Auch werden Sie gewiß Alles mit Katz, dem ich mich zu empfehlen bitte auf das Beste abmachen.

Nr. 12

Lieber Fontane!

Wenn meine unbefangene Natur einmal ins Grübeln gekommen ist, so hört sie nicht leicht wieder auf. So habe ich in Betracht unsres Jahrbuches noch Weiteres herausgegrübelt; ich lege es Ihnen hiermit vor, bitte Sie aber im Voraus schönstens, mich nicht auszulachen. Der Gedanke kam mir gestern Abend auf dem Spaziergange; ich wollte ihn gleich brühwarm zu Ihnen tragen, fand Sie indeß nicht zu Hause. Es betrifft den Titel des Buches oder vielmehr die Vertretung desselben, die Herausgeber. Ich

habe jetzt große Lust, meine ursprüngliche und damals mit einiger Hartnäckigkeit vertheidigte Meinung in das Entgegengesetzte (welches von andrer Seite vorgetragen war) umzuwandeln, da der halbe und Mittel-Zustand, zu dem ich mich bequemt, doch in der That ein halber ist. Ich wollte entschieden einen Redacteur, der das Ding frischweg u. nett, darum aber auch mit voller selbständiger Kraft verträte (ich bin eigentlich eine sehr monarchische Natur); der Verleger bestand darauf, daß dem einen sich ein zweiter zugesellte (also 2 Consule) und der Erfolg vom Liede ist, daß wir zwei Beide allerdings zwar mit einigen Vetos aufgetreten, z. b. gegen Immermanns Legende, daß das Ganze sich aber doch von selbst, aus unserer republikanischen Genossenschaft heraus gemacht hat, ja, daß uns jene einleitende Bekenntnißschrift (Immermanns Einleitungsverse), die wir dem Inhalt nach doch gerade nicht *so* gemacht hätten, octroyirt wurde. Es scheint mir hiernach nicht ganz übel gethan, wenn wir die Vertretung nun doch, dem Sachverhalt gemäß, auf *unsere* Häupter vertheilen, und als Herausgeber noch andre Namen, wie z. B. eben Immermanns, zugesellen.

Es frägt sich freilich zunächst, ob die Verleger und ob, nach den früheren Vorgängen, auch die anderen mit zu Nennenden damit einverstanden wären. Mir ist, als ob die Sache, wie sie einmal liegt, damit mehr Naivität und Humor erhielte, und ich möchte meinen, daß es auch für die Folge vortheilhaft sein dürfte, indem bei etwaigen künftigen Jahrgängen auch noch andere Namen, z. B. Pauls, hinzutreten könnten.

Erwägen Sie und lassen Sie mich Ihre Meinung wissen, womöglich mündlich, z. B. wenn es geht: heute Nachmittag. Nur möchte ich mich, den Freunden gegenüber, nicht gern blamiren, nicht geradehin als das Karnikel erscheinen, welches empfangen hat.

Stets
der Ihrige
F. Kugler 25/8. 53

Nr. 13

Hier, lieber Fontane, die Correctur meines Aufsatzes! Die Ueberarbeitung des Merckel'schen Mottogedichtes erlaube ich mir, Ihnen noch einmal mit allen Kräften an die Seele zu legen. Wenn Menzel überhaupt ein Titelbild macht, so steht es doch jedenfalls dahin, ob er sich den Versen so anschließen wird, daß diese durch ihn gewissermaßen mit vertreten werden. Also, bitte, nehmen Sie die Sache doch recht ernsthaft vor. Das Wetter ist heute so schön, daß man täglich nach Tisch einen ordentlichen Spaziergang machen sollte. Es wäre sehr hübsch, wenn Sie kämen uns abzuholen; es müßte aber möglichst zeitig sein, damit man dies Geschäft des Spazierens mit einiger Muße betreiben könnte. Kommen Sie?

Der Ihrige
F. Kugler

Sonntag 11/9. [1853]

Nr. 14

Lieber Fontane!

Ich weiß noch nicht recht, was man morgen zum Geburtstag unsres Husumer Poeten beginnt. Jedenfalls bitte ich Sie, falls Sie nicht besondere abweichende Vorschläge haben, morgen Mittag bei mir zu essen, — und zwar *um 4 Uhr* (kommen Sie dann aber nicht später, sondern lieber früher!) Haben Sie aber sonst eine brauchbare und nützliche Idee, so lassen Sie mich's baldigst wissen.

Stets der Ihrige

F. Kugler 12/9. [1853]

Nr. 15

Den schönsten Dank für Ihre Zeilen; sie kamen zwar erst heut Morgen, doch noch zeitig genug, um mich nicht zu einer fausse-couche-Gratulation zu veranlassen. Ich werde Alles nach Ihren aufs Schönste erwogenen Vorschlägen einrichten; nur zu einem eigentlichen Diner habe ich diesmal, aufrichtig gestanden, keine Lust. Dagegen fände ich es sehr hübsch und glaube, daß es sich sehr nett machte, wenn Merckel u. Bormann nach Tisch (zum Kaffee) kämen. Können *Sie* es den beiden Herrn nicht unter der Hand zu wissen thun? vielleicht brächte dann Jeder von ihnen Etwas zum nachträglichen Geschenk. Auch würde ich es nicht minder nett finden, wenn Menzel sich einstellte, vielleicht auch mit voller Hand. (Das desfallsige Wort an ihn gäbe vielleicht auch Gelegenheit, nach der Radierung zu fragen). Für allerlei von mir und für die Brüder von Paul (die bis jetzt ja doch sein Bestes sind) werde ich sorgen. Ich erwarte Sie also morgen. Wir wollen dann um 3 Uhr essen und Sie stellen sich, wenn es Ihnen sonst recht ist, etwa um 2 Uhr ein, den entsprechenden Toast in der Tasche. Einen Kuchenvers habe ich leider noch nicht. Vielleicht fällt mir noch irgend etwas Brauchbares ein.

Der Ihrige

F. Kugler

13/9. [1853]

Nr. 16

Den schönsten Dank für Ihren Artikel! Die kleinen Falsa sind mir gerade recht; doch möchte ich noch ein Paar andre Aendrungen vorschlagen, zu deren Redaction mir augenblicklich noch die Zeit fehlt.

Diese Zeilen sollen Ihnen nur meine Klage über Menzels Radirung, trotz all ihrer Geistreichigkeit, aussprechen. Das Ganze, zumal mit dem Papierdrachen der Argonauten, ist doch nur ein Kladderadatsch-Witz! und dazu ist das kolchische Volk in einer genialen Unsauberkeit hingefegt, die wenig Respekt vor dem Publikum bekundet. Für ein Titelbild halte ich das Blatt völlig ungeeignet: es würde dem größeren Publikum gegenüber eine schlechte Empfehlung des Buches sein.

Ich habe viel darüber nachgesonnen, wie wir das Ding uns accomodiren könnten. Als paßlichster Vorschlag scheint mir der: dem Schluß des Buches, etwa als „Abschied vom Leser" Merckels Gedicht folgen zu lassen,

darauf ein Paar Zeilen ungefähr wie die einliegenden, und dann als Schlußwitz das Bild.

Dies zu Ihrer gütigen Ueberlegung; kommen Sie vielleicht heute nach Tisch und zeitig?

Der Ihrige

20/9. [1853] F. Kugler

Nr. 17

Bon!

Die *Argo*-Buchstaben des Haupttitels erscheinen mir zu schwer. Sollte es nicht andre geben, die minder gewaltsam ins Auge schlagen?
Wäre es nicht, der Harmonie wegen, ungleich besser, zu sagen:

Herausgegeben
von
Theodor Fontane und Franz Kugler

statt des bloßen Th.?

Dann halte ich sehr entschieden dafür, daß das Merckelsche Einleitungsgedicht umgesetzt wird, *zweizeilig,* nur eine Seite einnehmend und *mit ebenfalls beträchtlich feinerer Titel-Ueberschrift.* Behufs der Zweizeiligkeit könnten noch kleinere Lettern genommen werden —

Fehlt in der letzten Zeile des Gedichts nicht ein Gedankenstrich?
Alles Weitere morgen!

Der Ihrige
F. Kugler
30/9.53

Storm, der mir schon geschrieben, läßt Sie vielmals grüßen.
[Randnotiz 1. Briefseite bezüglich Merckels Gedicht:]

Es wird mir doch insofern bedenklich, als die Zeilen jedenfalls erst gebrochen werden und Merckel hernach vielleicht nicht zufrieden wäre. Nur hat es so, vierzeilig u zweizeilig, nichts von Motto u [unleserlich]

Nr. 18

Das beifolgende Buch wird von dem Autor, einem gutmüthigen Pappstoffel, so eben an meines Herrn Chefs Exzellenz eingesandt. Am Schlusse finden Sie eine kleine Anzahl von Häuser-Anschriften. Wollen Sie sich dieselben, mit den sonst etwa erforderlichen Notizen, abschreiben, so thun Sie dies: aber schleunigst und lassen Sie mir das Buch möglichst bald wieder zukommen, da ich mit längerem Zurückhalten desselben den Actengang nicht füglich unterbrechen kann.

Ueberhaupt wird sich in historischen Provinzial- und Lokalschriften gewiß mancherlei Material für Ihren Zweck finden. Die pommerschen und preußischen Provinzialblätter der Art besitze ich, und steht Ihnen deren Durchsicht frei (Sie werden die letztern, da die Bände eine kleine Bibliothek ausmachen, am bequemsten bei mir durchsehen können.) Auch dürfte sich in einer ältern periodischen Octavschrift „Curiositäten", Manches finden.

Ich erwartete die Meinen (Heyse's sind noch in Frankfurt zurückgeblieben) schon gestern Abend; sie kamen aber nicht und statt ihrer um halb 12 (statt halb 10) eine telegraphische Depesche, daß sie in Halle sitzen geblieben sind und heut früh abreisen wollten, also Vormittag halb 11 eintreffen müssen. Ich bin nicht ganz ohne Sorge wegen der Veranlassung.

Herzlichst

der Ihrige

F. Kugler 4/10.53

Nr. 19

Es thut mir ungemein leid, lieber Fontane, daß Sie mich gestern nicht getroffen haben, und noch mehr, daß ich morgen Nachmittag durch amtliche Veranlassung in Anspruch genommen bin, den Rütli also nicht füglich bei mir empfangen kann und den Herren werde absagen müssen.

Was die Vertheilung der Exemplare betrifft, so scheint mir folgende Disposition, Alles in Alles gerechnet, die angemessenste:

Gebundene Exemplare	Ungebundene Exemplare
Fontane	Fontane
Kugler	Kugler
v. Lepel	Goldammer
v. Merckel	Storm
P. Heyse	Bormann
Eggers	Menzel

(Freund Bormann, obgleich älterer Rütlimann, wird doch wohl gegen das an P. Heyse Gelieferte zurückstehen müssen.)

Ich für meine Person wünsche *außerdem* noch *fünf gebundene* und *ein ungebundenes* Exemplar zu erhalten. (deren Betrag somit von meinem Honorar abzuziehen ist.)

(Empfangen habe ich nunmehr an Expl. bereits 1 geb. u. 2 ungeb. Ein ungeb. befindet sich in Merckels Hand. Das geb. Exemplar für Paul hat meine Frau, behufs anderweitiger Verwendung, außerdem mit Beschlag belegt.)

Meine Ansicht war, den Rütlimannen einfach abzusagen und sie auf den nächsten Sonnabend zu mir einzuladen. Nun weiß ich aber nicht, wie es wegen der Auseinandersetzungen in Betreff der Exemplare und des Honorars (auch wegen baldiger etwaiger Nachbestellung von Exemplaren) am besten zu halten sein würde. Haben Sie irgend eine Idee? oder können Sie vielleicht im Laufe des heutigen Tages — doch so zeitig, daß meine Sendschreiben womöglich noch heute in die Hände der Herrn Commilitonen gelangten, zu mir kommen?

Was mein Geschäft morgen Nachmittag (an dem ich nichts ändern kann) betrifft, so bemerke ich, daß ich pünktlich 5½ Uhr in der Oranienburgerstraße sein muß und dort allerdings noch 1½ Stunden in Anspruch genommen sein werde. Ich würde jedenfalls also nur bis 5 Uhr disponibel sein.

Und vor Allem: – wie geht es Ihrem Kleinen? wir nehmen aufs Herzlichste an Ihren Sorgen Antheil.

Der Ihrige
F. Kugler
18/11.53.

Nr. 20

Ich bin in einiger lebhaftester Unruhe, liebster Fontane, zu erfahren, ob und wie die Dinge sich für den heutigen Rütli arrangirt haben und was dazu durch mich, den sündlichen Veranlasser der Verwirrung, zur Schlichtung der letztern noch nöthig sein wird. Lassen Sie mich doch das Erforderliche bald wissen. Jedenfalls habe ich doch die Argo-Exemplare an die entsprechende Stelle zu befördern.

Auch mit Ihren Vertheilungswünschen bin ich durchaus einverstanden und habe nur die eine sehr ernsthafte Bitte, daß Sie es *mir* überlassen, das 1te gebundene Exemplar an *Paul* zu geben (Ihnen selbst wird nicht übermäßig daran liegen; mir scheint es nur, nicht wegen unserer künftigen Verwandtschaft, sondern wegen seiner Arbeit, ein bischen point d' Honneur für die Argo selbst.) Ich hoffe zu der Loyalität Ihrer Freundschaft, daß Sie meiner eben ausgesprochenen Bitte nicht entgegen sein werden. Ich bitte dann, mir noch zu bestellen (nicht 5 gebundene und 1 ungeb. Exemplar sondern:) sechs gebundene Exemplare.,

Im Uebrigen wissen Sie, daß ich unter dem Pantoffel stehe. Es darf Sie daher nicht befremden, daß meine Frau bereits die beiden mit *Beschlag belegten* gebundenen Exemplare nach Bremen abgeschickt hat und daß somit heute nur 4 gebundene Exemplare werden vorgelegt werden können; den 3 ungebundenen Exemplaren füge ich sodann noch eines von den früher empfangenen, ebenfalls zur Vertheilung bei. (Es kommen also 4 gebundene und 4 ungebundene.) Ich, für meine Person erhalte also im Ganzen: 7 geb. und 1 ungeb., und habe davon erhalten 2 geb. und 1 ungeb.
Bei der heutigen Vertheilung lasse ich Freund Eggers bitten, sein Exemplar als das eine das von meiner Frau vorweg genommene zu betrachten; er erhält seins also später (von mir).
Paul wird heute vielleicht nicht kommen können. Wenigstens litt er gestern, wie schon seit mehreren Tagen, so an den Zähnen, daß er uns in eine Gesellschaft, wo das Brautpaar erscheinen sollte, nicht begleiten konnte.
Wenn Storm da ist, sagen Sie ihm 1000, 000 Grüße.

Die Nachricht von der günstigen Krisis in dem Befinden Ihres Kleinen hat uns höchst erfreut. Hoffentlich ist kein Rückfall gekommen.

Und wie ist das mit Ihrer $^7/_8$ Rehabilitirung? ich bin äußerst gespannt auf das Nähere.

Von Herzen
der Ihrige
F. Kugler
19/11. [1853]

Uebrigens denke ich, wenn es mir irgend möglich ist, doch wenigstens für einen Moment im heutigen Rütli zu erscheinen.

Nr. 21

Carissimo!

Wenn die betreffende Preßgesetzbearbeitungscommission aus eigenem Antriebe gehandelt hat, so hat sie damit ihre vollkommenste Unberufenheit dargethan; und wenn Assessor Zitelmann mein Landsmann ist, nemlich der Sohn von dem kleinen Kriminalrath, so ist er ein schlechter Poet. Wir Autoren sind gänzlich unberechtigt, eine Klage wegen Beraubung der Argo anzustellen oder durch irgend eine Commission, von der ich einstweilen nicht füglich begreife, wie sie dazu kommt, anstellen zu lassen.

Eventualiter und auf solange, als Freund Katz das Verlagsrecht an jenen Artikeln hat, kann nur ihm das Recht zur Klage zustehen (für uns in zweiter Linie möglicher Weise doch insofern, als durch den Nachdruck auch der Gewinn, der uns nach der Rückkehr der Artikel in unser Eigenthum anwachsen würde, schon im voraus geschmälert sein könnte.)

Willst Du die Sache an Signor Katz weitergehen lassen, so stelle ich dies Deinem Belieben anheim; – oder vielleicht hast Du, da Du sie als „künstlich" bezeichnest, nur darauf zu vermerken, daß man sich an ihn zu wenden haben werde.

Willst Du dabei auf die anderen Nachdrucke hinweisen, wie z. B. den Rabbiatas ×/ – ich weiß nicht, ob das Blatt dasselbe ist – so habe ich für meine Person auch nichts dagegen.

Von Herzen
Dein

B. 31/1.54 F. Kugler

×/ Nb. Ein Seitenstück zu Mailand an der Etsch.
La Rabbiata statt l'Arrabiata! was übrigens der Autor selbst vorgebracht hat.

Nr. 22

Possenhofen am Starnberger-See, Königreich Bayern
(So die Adresse!)

So eben, nemlich d. 6. August,
lieber Fontane,

läuft Dein vom 30ten v. M. addressirter Brief, in München neu addressirt u couvertirt, bei uns ein. Ich beeile mich, darauf zu antworten.

Meine Ansicht von der zweiten Argofahrt ist die folgende: Wenn wir an tüchtiger u fröhlicher Ladung reich sind und es uns entschieden daranliegt, dieselbe an den Mann zu bringen und damit unsere literarische Massenstellung zu behaupten, so macht uns das Wie keine Sorge; so fragen wir nicht nach Gewinn, tragen auch allenfalls die Ausrüstungskosten. Wenn dagegen ein Buchhändler – ob aus freien Stücken oder auf Anfrage,

gilt sehr gleich, – Propositionen macht, so müssen sie dem entsprechen, was man in Handel und Wandel als schicklich bezeichnet. So aber kann ich Schindlers Propositionen, das magst Du und mag der Rütli und mag Schindler mir verzeihen, nicht nennen. Daß er, bei den moralisch doch jedenfalls sehr entschiedenen Erfolgen der ersten Argofahrt, uns das Ansinnen stellt, an einem möglichen pekuniären Verlust zu participiren, läßt mich – so wenig dieser Verlust zu erwarten sein mag, auf jede Theilnahme, als Herausgeber und als Mitarbeiter *verzichten*. Hätte er gesagt: Der materielle Erfolg der ersten Argofahrt war ungenügend; die kriegerische Weltlage macht Ärgereien u. Havarien möglich; wir müssen uns also versichern: ihr gebt eure Arbeit, ich mein Geld und meine buchhändlerische Thätigkeit zur Ausrüstung des Schiffes: was *dann* (also ohne Abzug der Auslagen seinerseits) an Gewinnen heraus kommt, theilen wir, – so wäre das eine Basis gewesen, auf der man möglicher Weise zusammen hätte stehen (und miteinander verhandeln) können. Da im Uebrigen unser Fahrzeug noch wenig beladen ist und die Nothwendigkeit, unsere Argoexistenz allenfalls auch auf eigene Kosten zu behaupten, doch nicht gerade vorzuliegen scheint, so beseitigt sich auch meine erste Alternative. Paul ist sehr meiner Ansicht und fügt für sich noch hinzu: daß er ohne ein angemessenes bestimmtes Honorar Nichts liefern, zugleich aber auf keine Weise eine Ausnahmestellung unter den Argonauten annehmen könne.

Schindler scheint doch etwas mangelhaft zu spekuliren. Es scheint ihm nicht sonderlich daran zu liegen, sich uns irgendwie zu versichern; es scheint nicht zu seinen Wünschen zu gehören, ein so Aufsehen machendes Talent, wie das Pauls (das Privaturteil über dies Talent ist hierbei ganz gleichgültig) an sich heranzuziehen. Bei Bedingungen wie die vorjährigen hätten wir allerdings von Paul (meo voto) vortreffliche Beiträge gehabt: außer seiner Novelle nemlich den Meleager, den ich für eine Tragödie völlig hohlen Styles halte und der durch die Form, welche in den strengen und ernsthaften Partien des Perseus angewandt ist, von sehr mächtiger Wirkung ist. Habeat sibi (nemlich Schindler)

Ueberhaupt gefallen mir nicht die halben Geschäfte: Entweder verlohnt sich's der Mühe (resp. der Kosten), ein Unternehmen wie die Argo wieder aufzumachen, oder es verlohnt sich der Mühe nicht. Ein Buch, das einerseits so offenbar Neid erweckt, andererseits in fast allen seinen Abschnitten, selbst mehrfach, nachgedruckt wird (was der Herr Verleger freilich auch zu leiden gehabt hätte) kann – auch abgesehen von der Stellung, welche wir sonst in der Literatur einnehmen, – nicht füglich zu den letztern gehören. Wozu kommt, daß einem rüstigen Betriebe des zweiten Jahrganges Alles frühere zu Gute käme, selbst die Nachdruckereien, obgleich deren Fortsetzung nicht weiter zu leiden sein möchte.

Doch genug von einer abgemachten Sache. Als solche habe ich sie übrigens angesehen, seit ich Berlin verlassen, und hiernach auch schon mit meinem Stuttgarter Verleger, Ebner, der mich hier besuchte, über die Arbeiten, die er von mir empfängt und über deren Termine Rücksprache genommen. Ueberhaupt lebe ich, sogar auch hier (in der Lektüre antiker Historiker,

bei der mir wieder allerlei, auch für künftige Produktion förderliche Gedanken aufgegangen sind), nur in wissenschaftlichen Phantasien.

Daß es hier entzückend ist, versteht sich von selbst, trotz mangelhafter Nahrung und etwas zu erheblicher Fülle von Regen. Der schöne See liegt vor unsrer Thür und vor unserm Schweizerbalkon, und rechts am Ende des Sees erheben sich die Alpen. Unsere nähere Umgebung ist reizend, üppig an Wald und Feldern und voll der schönsten Spaziergänge. Ich habe schon ziemlich umherzustreichen versucht. Paul hat fleißig für das Literaturblatt geschrieben, über die Gesamtgastspiele der Münchner Bühne; u. wird jetzt auch über Lingg schreiben. Dann werden wir über seine Paul's neueren dichterischen Werke zu verhandeln haben. Lebe recht wohl, behalte in freundlicher Erinnerung und grüße alle Argonauten und Rütlionen aufs Allerherzlichste von

Deinem F. Kugler

Nr. 23

Mi Domine! Possenhofen 16. Aug. 54

Eggers war nun gestern, in Blitz u. Regen, hier und berichtete seinerseits über die Argo-Angelegenheit. Hienach würde die Sache allerdings etwas anders stehen, als Du es geschrieben hast. Nach seiner Angabe hat Schindler zuerst pure abgelehnt und dann *Euren Vorschlag* acceptirt. Es wäre also die eine der von mir gestellten Alternativen: daß *wir* à tout prix und auf unsere Gefahr das Ding unternehmen (wobei der Verleger nichts ist als der gültige Vermittler, oder, wegen seines Antheils an Verlust oder Gewinn, doch nur ein klein wenig mehr.) Zu einem Unternehmen der Art aber müßten wir aus uns heraus eine gründlich treibende Nothwendigkeit haben, und diese — ich kann darin nur bei meiner Ansicht bleiben — sehe ich nicht. Es ist von dem eigentlichen Kern des Rütli nichts vorbereitet. Ich für meine Person habe entschieden nichts arbeiten können. Ein gewisser Lafontaine hat ebenfalls Nichts gethan. Immermann ist mit Versuchen gekommen, und diese sind ihm [unleserlich]. Der Erfolg des von verschiednen Seiten noch zu Schreibenden steht dahin — nomina sunt odiosa. Positiv liegen aus dem engsten Kreis einige, ohne Zweifel gute plattdeutsche Gedichte von Anacreon vor. Dann ist Storm mit freilich reichlicher Waare da, und die Hoffnung auf Hölty's vorliegende und noch undurchgearbeitete Sache. Im vorigen Jahre standen wir wesentlich anders: es fehlte uns an Masse, aber wir hatten einen vortrefflichen verschiedenartigen Fonds, der die Würde des Unternehmens von vornherein sicherte.

Ich bin also nicht für das Unternehmen. Jedenfalls würde ich es nicht vertreten und von der (nominellen) Redaction abtreten, Euch überlassend, ob Du allein oder mit einem andern (Storm?) Dich auf den Titel nennen wolltest. Dies wäre thunlich, aber nicht ganz räthlich. (Ich bin nolens volens auf den Titel des ersten Jahrganges gekommen und trete für meine Person — ich spreche völlig aufrichtig — sehr gern zurück F^1; aber ich habe etwas von einem dunkeln Gefühl, daß jetzt auch eine derartige Aenderung wenigstens nicht empfehlend wäre.) Auch das Versprechen zur *Mitleistung*

kann ich nicht unbedingt abgeben. *Hier* ist es mir rein unmöglich, etwas zu schreiben; ich kann hier nur, aus inneren u äußeren Gründen, träumen; auch ist gar keine Zeit mehr, da uns jetzt eben eine kleine Partie ins Gebirge bevorsteht und dann unsere Abreise (über Innsbruck pp.) bald erfolgt. Zu Hause erwarten mich demnächst reponirte Acten; später kommt Hochzeitsstörung. Zum 15ten September würde ich also *keinesfalls* fertig kommen, ich kann überhaupt nicht sagen, *wann* ich fertig wäre, da mein Aufsatz, so sehr ich den Scott im Allgemeinen sicher habe, doch noch sehr viele Spezialitäten und eine gute behagliche Stimmung erfordert. Es kommt hinzu, daß mir die Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Arbeiten vor Allem im Sinn liegt und ich wegen der stetigen Fortlieferung derselben – *da bei meiner Abreise von Berlin der Beschluß der Nichtfortsetzung der Argo völlig feststand* – mit Ebner nähere Rücksprache genommen habe. – Pauls Erklärung lautet dahin: daß er nach weiterer gründlicher Erwägung den Meleager zur Einreihung in die Argo nicht für geeignet hält; (es ist eben vollständige ausgerundete Tragödie, die in dem bunten Allerlei in der That ihre angemessene Stelle nicht findet); daß er die Novelle (c. 80 Seiten) F^2 zu liefern bereit ist, wenn das Unternehmen als ein *Autoren* – Unternehmen auftritt und dasselbe den Buchhändlern nur in Commission gegeben wird, wobei er in keiner Weise andere Ansprüche macht als die übrigen Mitarbeiter; daß er aber, wenn das Unternehmen in Verlag gegeben wird, dann vom Verleger diejenigen Bedingungen erwartet, die er sonst zu beanspruchen berechtigt ist.

Nach der ganzen Sachlage scheint es mir durchaus nöthig, das Unternehmen *für jetzt* fallen zu lassen. Ich kann aber in keiner Weise einsehen, weßhalb es uns verwehrt sein sollte, später mit einer Erneuerung zu kommen. Wir haben nichts an Versprechen gegeben und keine Seele im Publikum hat auf eine Fortsetzung, wie bei einem Journale, zu abboniren gedacht. Warum wir nicht pro 56 oder 59 oder 63 mit einem zweiten Jahrgang kommen könnten, fasse ich nicht. Dem Publikum wird an einer stetigen Folge nicht das Mindeste liegen. – Alles aber daran, daß es ein originelles, ergötzliches, anziehendes, fesselndes Buch erhält. Fügt es das Glück, daß wir weiter gutes reichliches Material haben, so werden wir wieder ein Buch machen können, werden wir jederzeit einen Verleger unter eben diesen bescheidenen Bedingungen erhalten können, und ist der Inhalt gut, so haben wir auch ebenso einen Absatz wie bisher.

Für Deinen vortrefflichen Geburtstagsbericht unseren schönsten Dank. Wir haben ihn in unserer simplen Fischerwirthschaft sehr simpel, aber sehr vergnügt verlebt. Ueberhaupt lebt sichs in dieser reizenden Kate, trotz der etwas sehr großen Anspruchslosigkeit unserer Existenz und des wechselnden Wetters, feucht gemüthlich und ich möchte nur, wir hätten den ganzen Rütli hier: das müßte ein Götterleben sein. Wenn ich erst mein Schloß hier am Starnbergersee (im simplen Fischerhausstyle) gebaut habe, so soll es an behaglichen Gastzimmern für gute Rütlionen nebst Frauen nicht fehlen.

Es gehört übrigens eine Kunst dazu, Briefe zu schreiben, wenn in unsern 5 Schritt langen und 3 breiten Salon von den übrigen Insassen so gewalt-

sam gelebt, gelacht und gesungen wird. Meine beiden Söhne Hans und Paul sind zuweilen zu ungezogen.

Tausend schönste Grüße von Allen an Alle F^3
Bonjour's Dein Lessing

[Auf dem linken Rand neben dem Brieftext:]

F^1 sehr gern, wenn ich an meine Sorgen im vorigen Jahr, die mein Mitredacteur gar nicht theilte, zurückdenke.

F^2 auch eventualiter etliche Gedichte

F^3 [nach der Abschiedswendung]
inclusive Deinen von meiner Frau an Herrn und Frau Fontane
desgleichen von Frau Dr. Heyse

Nr. 24

Für das Fontane'sche Corpus Inscriptionum:

Eine halbe Meile von Brieg liegt das Dorf Briesen. Nahe dabei, auf dem Dominium Rothhaus, hatte sich ein ehemaliger Commandant von Brieg unter Friedrich II., der Generallieutnant v. Zaremba, auf einer erhöhten Stelle, wo ehemals ein Lusthain war, begraben lassen. Ein Leichenstein aus Prieborner Marmor mit folgender Inschrift deckte das gemauerte Grab:

Dieser Hain hat mir im Leben
Mehr Vergnügen oft gegeben
Als der allerschönste Garten;
Drum hab ich ihn mir erwählet,
Um in ihn erblaßt, entseeelt,
Die Verklärung abzuwarten.

Der jetzige Besitzer hat den Stein weggenommen u. das Grab der Erde gleichgemacht

Aus einem Bericht des Prof. Schönwälder zu Brieg
vom 26. August d. J.

Es ist doch was von Poesie drin.

Der Deinigste F. Kugler 10/9. [1854]

---

2. ANMERKUNGEN UND KOMMENTARE

Nr. 1. Brief vom 22. 1. 1853

Katz – Moritz; K. Versagsbuchhändler in Dessau, mit dem Fontane bereits Erfahrungen hatte („Von der schönen Rosamunde"). Fontane bemühte sich auch, bei den Gebrüdern Katz seine zuvor einzeln erschienenen Londoner Briefe zu publizieren. „Für jene Briefe", heißt es in einem Brief an B. v. Lepel (16. Nov. 1852), „such' ich jetzt einen Verleger; – kannst Du mir dabei behülflich sein? Katzen will ich weder, noch will er." In: Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe. München: Carl Hanser Verlag 1976, Abteilung IV, Briefe, Erster Band 1833–1860, S. 325 (im weiteren Hanser Briefe, Band und Seitenzahl). Unter dem Titel „Ein Sommer in London" erschienen dann in der Tat die Briefe 1854 bei Katz.

Gubitz – Anton G. war der Sohn des seinerzeit bekannten Friedrich Wilhelm G. (1786–1870), der in Deutschland die Holzschneidekunst zu neuen Ehren brachte. Zusammen gaben die beiden den „Deutschen Volkskalender" (1835) heraus, der sich außerordentlicher Popularität erfreute. In ihm hatte Anton G. auch mehrere kleine Abhandlungen verfaßt. A. G. war Tunnelmitglied.

Honorar – Über die finanzielle Frage berichtete Fontane Theodor Storm im August 1854, als die Diskussion über einen 2. Jahrgang der „Argo" für das folgende Jahr noch nicht abgeschlossen war: „Katz scheint (unsere Exemplare **vielleicht** nicht einmal eingerechnet) 450 verkauft zu haben. In diesem Fall würden die Argonauten schließlich noch ein gutes Geschäft machen, da schon zweihundert Exemplare die Kosten (350 Taler) decken." Hanser Briefe 1, 388. Daraus ließe sich schließen, daß die in Kuglers Brief nicht genau entzifferbare Anzahl des erhofften Absatzes 450 heißt.

Nr. 2. Brief vom 27. 2. 1853

sechs Rütlimannen – Der Kern des Rütli, von dem Kugler zuweilen schreibt, bestand aus: Wilhelm v. Merckel, Friedrich Eggers, Karl Bormann, Franz Kugler, Bernhard v. Lepel und Theodor Fontane. Theodor Storm und andere im Zusammenhang mit dem Rütli Genannte sind erst später zu diesem Kreis gestoßen, der im Verlaufe der Jahre sein Profil änderte. Vgl. hierzu die Angaben in: Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen. Berlin: Friedrich Fontane 1891; und Moritz Lazarus: Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin: Georg Reimer 1906. Verbindlich scheint die von Fontane im Brief an Paul Heyse vom 18. März 1853 mitgeteilte Namensliste, die sich mit der oben genannten deckt.

Schiller – Kugler zitiert hier frei aus Friedrich Schillers Xenie „G. G.", die sich auf die 1750 gegründete Gelehrten Gesellschaft bezog:
Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.
In: Schiller, Sämtliche Werke in zehn Bänden. Berliner Ausgabe. Herausgegeben von Hans-Günther Thalheim und einem Kollektiv von Mitarbeitern. Bearbeiter: Jochen Golz. Bd I. Gedichte. Berlin und Weimar: Aufbau 1980, S. 327.

Redwitz – Oskar Freiherr von R. (1823–1891). Redwitz hatte nach 1848 besonders durch sein romantisierendes Buch „Amaranth" (1849) literarischen Erfolg errungen.

bildliche Ausstattung – Die späteren Argo-Jahrgänge wurden mit einer ganzen Reihe von Abbildungen versehen, die allerdings geschlossen präsentiert wurden und deren begleitenden Kommentar Friedrich Eggers besorgte. Sie trugen nicht zuletzt zu der gediegenen Erscheinungsform bei, auf die die Herausgeber von Beginn an Wert legten. Vgl. Fontanes Brief vom 2. Mai 1853 an Klaus Groth. Hanser Briefe 1, 346.

Der erste Jahrgang jedoch, um den es sich hier im wesentlichen handelt, erschien ohne Illustrationen. Vermutlich hing das mit der Zeitnot zusammen, unter der die Herausgeber litten.

Nr. 3. Brief vom 7. 3. 1853

bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten – Kugler widmete sich neben seinen ministeriellen Aufgaben unausgesetzt kunsthistorischen Forschungen. Die hier angesprochenen Arbeiten beziehen sich möglicherweise auf die umfangreichen Vorbereitungen für die universal angelegte „Geschichte der Baukunst", die ab 1856 bei Ebner & Seubert erschien. Sie wurde nach dem frühen Tod Kuglers von den beiden Kunsthistorikern Jacob Burckhardt (zur ital. Renaissance) und Wilhelm Lübke (zur frz. u. dt. Renaissance) fortgesetzt und gelangte in den Rang eines Standardwerkes.

im Fache der Erzählung – Von Kugler wurde die Erzählung „Chlodosinda" für das gemeinsame Projekt geliefert. Fontane erinnerte sich in „Von Zwanzig bis Dreißig" an diese Kuglersche Novelle. Vgl. Theodor Fontane, Autobiographische Schriften. Band II Von Zwanzig bis Dreißig. Herausgegeben von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin und Weimar: Aufbau 1982, S. 178 f. (im weiteren: Fontane, Autobiographische Schriften).

Paul – Paul Heyse (15. 3. 1830–2. 4. 1914) hielt sich zu dieser Zeit mit Otto Ribbeck in Italien auf, wohin er im September 1852 – nach erfolgreicher Verteidigung seiner Promotionsschrift – vom Genfer See aus aufgebrochen war. Ausgerüstet mit einem Reisestipendium des preußischen Kultusministeriums sollte er diesen Aufenthalt nutzen, um weiterführende Forschungen an provenzalischen Handschriften zu betreiben. Nach Schwierigkeiten in Rom, verursacht durch den Vatikan, unternahm er gemeinsam mit dem Kunsthistoriker Jacob Burckhardt eine Reise durch Italien, die ihn in den Süden des Landes bis nach Neapel und

Sorrent führte. Erst Ende August 1853 kehrte er nach Deutschland zurück. Kugler hatte ihn, wie übrigens auch Fontane (Brief vom 18. März 1853), zur Mitarbeit am Jahrbuch eingeladen und die Dringlichkeit unterstrichen.

Lepel – Bernhard von Lepel (1818–1885). Der von Kugler angedeutete Novellen-Plan Lepels konnte nicht für das erste Jahrbuch verwirklicht werden. Von Lepel fand nur dessen „Thomas Cranmers Tod" Eingang in die „Argo". Fontane berichtete in seinem Tunnel-Protokoll vom 3. Dezember 1852 über das erfolgreiche Abschneiden dieses Gedichts in jener Tunnel-Sitzung. Wiederabgedruckt in: Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. III/1, Christian Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente. Bearbeiter d. Bandes Joachim Krueger. S. 300.

Goldammer – Leo Goldammer (1813–1886). Seine für den Tunnel eingereichte Novelle trägt den Titel „Auf Wiedersehn!" und wurde in die Argo aufgenommen. Das Tunnel-Protokoll vom 3. April 1853 vermeldet die erfolgreiche Verlesung: „... und Haupt Immermann beordert nunmehr die zweite Lesung einer aus den Tagen der Konkurrenzkämpfe liegengebliebenen Novelle. Ihr Titel ist ‚Auf Wiedersehn!' ... Der günstige Eindruck den die Erzählung schon bei ihrer ersten Lesung gemacht hatte, schien womöglich noch ein gesteigerter zu sein. Man wurde, ganz gegen Tunnelgewohnheit, fast verschwenderisch mit Bezeichnungen wie ‚bedeutend' oder ‚genial', und selbst die Ausstellungen, die sich gegen einzelne Derbheiten, namentlich aber auch gegen das ganze Arrangement und die räumliche Ausdehnung der Schlußszene richtete, traten so leise und in so anfragender Art und Weise auf, daß man merken konnte, welchen Respekt die Arbeit als Ganzes eingeflößt hatte." Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. III/1, S. 316. Die Geschichte, angesiedelt zur Zeit der Befreiungskriege und der Ereignisse um das Jahr 1848, erzählt von der Ermordung eines jüdischen Bäckermeisters. Die beiden, von den französischen Besatzungstruppen zwangsverpflichteten Gesellen nutzen das durch Kampfhandlungen mit den russischen Kosaken verursachte Chaos, um sich die Besitztümer des Juden widerrechtlich anzueignen. Als sie dabei vom um seinen Besitz bangenden Bäckermeister überrasch werden, erschlägt ihn einer der Gesellen – und zwar der als bösartig geschilderte Anstifter und Landstreicher. Nach einem Zeitsprung von 36 Jahren begegnen sich die beiden Verbrecher wieder. Der Landstreicher hatte sein Raubgut rasch vergeudet, während sein Mittäter zu öffentlichen Ehren gelangt war. Das Treffen findet im bewegten politischen Klima des Vormärzes statt. in dem sich der nun selbst Bäcker gewordene Geselle sogar als populärer Verfechter demokratischer Forderungen erweist. Beide werden jedoch von der eigenen Vergangenheit eingeholt: Der Landstreicher wird, bei seinem Versuch, den zu öffentlicher Anerkenung Gelangten zu erpressen, von diesem ermordet. Aber auch den Mörder ereilt das (etwas mysteriös dargestellte) Schicksal – er stürzt von einem hohen Felsen. Am Ende bleibt nur das Gerücht von den zwei merkwürdigen Selbstmorden.

an grippösen Dingen – Von Kuglers Erkrankung ist auch in Fontanes Brief an Friedrich Eggers von Ende Febr./Anfang März die Rede. Fontane versuchte darin, die engen Beziehungen zwischen Eggers und Kugler zu nutzen, um die Jahrbuch-Angelegenheiten forcierter betreiben zu können. Hanser Briefe 1, S. 332.

Nr. 4. Brief vom 10. 3. 1853

Verlängerung des Ablieferungstermins – Kugler bemühte sich ganz augenscheinlich darum, der Forderung nach frühzeitiger Beitragslieferung des Dessauer Verlegers nicht allzu stark ausgesetzt zu sein. Übrigens scheinen die Herausgeber von der Verlängerung der Frist Gebrauch gemacht zu haben, denn noch im August beispielsweise finden mit Theodor Storm briefliche Gespräche über dessen lyrische Angebote statt. Vgl. Hanser Briefe 1, S. 355 ff. Ähnliches gilt auch von Fontanes Beiträgen. So heißt es am 11. August 1853 an Bernhard v. Lepel: „Ich mußte überaus fleißig an meiner Novelle (James Monmouth) arbeiten ..." Hanser Briefe 1, S. 353.

Novelle liefern – Fontane schrieb für die „Argo" drei Novellen: „Tuch und Locke", „Goldene Hochzeit" und „James Monmouth". Zu „Tuch und Locke" siehe auch Kuglers Brief vom 12. 6. 1853.

Shakspeare-Aufsatz – Vgl. Kuglers Brief vom 25. 5. 1853 und die Anmerkungen zu diesem Brief.

Paul ... Nettes in Prosa – Von Paul Heyse erschien im ersten Jahrgang der „Argo" seine in Italien verfaßte Novelle „La Rabbiata", die von vielen Zeitgenossen als eine der besten novellistischen Arbeiten des Buches angesehen wurde. Daneben nahmen die Herausgeber Heyses Lieder aus den Sorrenter Tagen auf.

Nr. 5. Brief vom 21. 3. 1853

des Herausgebers – Vgl. Kuglers Brief vom 27. 2. 1853, in dem er sich zwar für ein gemeinsames Unternehmen aussprach, aber die Verantwortlichkeit auf einen Namen vereinbaren wollte. In Fontane sah er den geeigneten Mann für diese Aufgabe.

als ganzer Titel – Über Friedrich Eggers fragte Fontane im Brief Ende Februar/Anfang März bei dem erkrankten Kugler an, „wie gefällt ihm der Titel ‚Ascania', belletristisches Jahrbuch usw." und fügte folgende Erklärung hinzu: „Weil wir nämlich alle zwischen Elbe und Oder zu Hause sind, die wir uns an dem Buche betheiligen, so sucht' ich nach einem Wort, das die **Landmannschaftliche** ausdrücken möge. Ich fand nichts, bis mir plötzlich obiges Wort durch den Kopf schoß. Es hat eine doppelte Bedeutung: einmal: weil das Buch in **Dessau** erscheint, dann, weil die Mark Brandenburg ursprünglich Besitzthum der **Askanier** war. Jedenfalls ist es ein hübsches Wort." Hanser Briefe 1, S. 333.

Ihren Katarrh – Diese Erkrankung Fontanes war ernster, als es seinen Briefen zum Teil zu entnehmen ist. Er war gezwungen, sich für längere Zeit in Bethanien aufzuhalten und im Sommer sogar eine Kur vorzunehmen. Helmuth Nürnberger geht in seinem Buch „Der frühe Fontane" so weit, daß er die in dieser Zeit entstandenen Fontaneschen Texte mit dessen gesundheitlicher Verfassung in einen ursächlichen Zusammenhang bringt: „Man muß sich bei ‚James Monmouth' ... gegenwärtig halten, daß sie das Werk eines jungen Mannes sind, der mit der Möglichkeit eines baldigen Todes rechnet." Vgl. Helmuth Nürnberger, Der frühe Fontane. Politik. Poesie. Geschichte. 1840–1860. Hamburg: Hanser 1967, S. 200.

Fortun fortuna juvat – Hier handelt es sich um eine fehlerhafte Abwandlung (unfreiwillig?) des von Plinius herrührenden Sprichwortes: Fortes fortuna adiuvat (Den Tapferen hilft das Glück).

der alte Plinius – Plinius Secundus (37–79) begab sich als Flottenkommandant von Misenum beim Ausbruch des Vesuv in die Gefahrenzone und kam um.

Nr. 6. Brief vom 19. 5. 1853

Schwester Louise – L. Kugler (1811–1884) wohnte eine Zeitlang gegenüber dem Kuglerschen Hause in der Friedrichstraße 242 und gehörte zu dem Kreise, der sich regelmäßig bei Kuglers zusammenfand. Jacob Burckhardt berichtete seiner Schwester Susanna am 1. Juni 1847: „Bei Kugler bin ich mit Geibel ganz Kind vom Hause, wir heißen nur: die großen Jungen. Das Haus besteht aus Kugler und seiner höchst liebenswürdigen, noch immer sehr anmuthigen Frau und seiner unverheiratheten Schwester, welche eine tüchtige Malerin und von fröhlicher Gemüthsart ist." Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige mnd kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Wiesbaden: Insel 1949–1960. 4 Bde., Bd. III (1955), S. 72. Louise Kugler porträtierte auch Fontane im Jahr 1853.

Storm'sche Novelle – Theodor Storm hatte für das Argo-Projekt seine überarbeitete Idylle „Ein grünes Blatt" eingesandt. Diese Novelle wurde in einem Briefwechsel zwischen den Herausgebern und Storm (März–Juni 1853) ausführlich diskutiert und neben sieben Gedichten von Storm in der „Argo" veröffentlicht.

„Stufen" – Offensichtlich fand Fontanes Titelvorschlag (vgl. Kuglers Brief vom 21. 3. 1853 und die entsprechende Anmerkung) kein Gefallen. „Stufen" hat wohl eine Zeitlang als Arbeitstitel fungiert.

Shakespeare-Aufsatz – Vgl. Kuglers Brief vom 25. 5. 1853 und die diesbezügliche Anmerkung.

Paulus ... (an seinen Vater) – Paul Heyse. Sein Vater war Karl Wilhelm Ludwig H. (1797–1855), der als anerkannter Altphilologe der Berliner Universität einen geachteten Ruf hatte. Vor seiner Habilitation im Jahr 1827 war er acht Jahre im Hause Mendelssohn Bartholdy und erteilte u. a. dem später berühmten Komponisten Felix M. Unterricht.

seiner Komödie (der Wahrsager) – Paul Heyse hatte während seiner Sorrenter Tage weitere poetische Pläne. Über das Schicksal des von Kugler im Brief an Fontane erwähnten „Wahrsager" gab Heyse in seiner Lebenserinnerungen späte Rechenschaft. Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. In zwei Bänden. Fünfte Auflage, neu durchgesehen und stark vermehrt. – Stuttgart und Berlin: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1912, 1. Bd., S. 169.

Theklaplänen – Diese poetischen Pläne von Paul Heyse konnten vorerst nicht realisiert werden und blieben einige Jahre liegen, bevor sie 1859 als „Thekla. Ein Gedicht in neun Gesängen" bei Cotta in Stuttgart das Licht der literarischen Welt erblickten. Fontane erwies Heyse den Freundschaftsdienst, sich in der Preußischen Zeitung Nr. 275 vom 16. Juni 1859 ausführlich und lobend über diese

Arbeit zu äußern. „Wir sprechen unsere Überzeugung dahin aus, daß die jüngste Arbeit von Paul Heyse dermaleinst neben ‚Hermann und Dorothea' einen ehrenvollen Platz behaupten wird." In: Theodor Fontane, Sämtliche Werke. – München: Nymphenburger Verlagshandlung 1959–1975. Bd. XXI/2, Literarische Essays und Studien, Zweiter Teil, (1974), S. 11 (im weiteren als NFA zitiert).

Nr. 7. Brief vom 25. 5. 1853

drei letzten Sorrenter Tage – Paul Heyse stellte die Novelle „La Rabbiata" während seines Sorrent-Aufenthaltes fertig. Nachdem sie als erste Arbeit im Argo-Jahrbuch erschienen war, veröffentlichte er sie in seinem Novellenband (1854), der ihn erstmals mit mehreren Prosastücken dem Publikum präsentierte. In Fontanes Besprechung heißt es zu dieser Novelle: „Von ähnlicher Feinheit (wie in der ebenfalls im Band aufgenommenen Geschichte von „Marion", eines von Heyses Erstlingswerken – d. Hrsg.) ist die, um ihres Kolorits willen noch ungleich höher stehende ‚Rabbiata' . . . " NFA Bd. XXI/1, S. 131.

Meine Geschichte – „Chlodosinda". Vgl. dazu die Anmerkung im dritten Brief vom 7. 3. 1853.

Delius'scher Vortrag – Kugler, der sich im Rahmen seiner ministeriellen Aufgaben auch gesondert dem preußischen Bühnenwesen widmete, hatte sich schon vor den Argo-Plänen mit Fragen Shakespearescher Bühnentechnik beschäftigt. Für die „Argo" überarbeitete er einen Aufsatz, der dort unter dem Titel: „Shakespeare's Bühne und Kunstform. Beobachtungen vom Metier aus" veröffentlicht wurde. In ihm stellte Kugler Überlegungen an, die bereits Goethe in seiner kleinen Arbeit „Shakespeare und kein Ende" beschäftigt hatten. Sie drehten sich um das Problem der Spielbarkeit Shakespearescher Stücke. Vgl. Argo. Belletristisches Jahrbuch. Herausgegeben von Th. Fontane und Franz Kugler. Dessau: 1854, S. 50. Im übrigen spricht sich der Kunstreferent im preußischen Kultusministerium für eine Anerkennung des Theaterdichters Shakespeare aus, in dem er folgendermaßen argumentiert: „. . . . man wird dabei (bei der Anerkennung des Theaterdichters Sh. – d. Hrsg.) erwägen, daß die Bühne, für welche er seine Dramen dichtete, ein von unsrer Bühne völlig abweichendes Institut, ja ihr prinzipieller Gegensatz war. Man wird bemerken, da seine Dramen ebenso, wie sie mit seiner Bühne völlig organisch verwachsen waren. auf unsrer Bühne im Allgemeinen nothwendig ein übles Unterkommen finden müssen." (Argo 1854, S. 67 f.) An noch ausstehenden Reformen orientiert, sieht Kugler hier ein lohnendes Feld für „Privatkräfte" – so der von ihm verwendete Begriff – und für mutige Männer einer neuen Theatergeneration.

jahrbuchlichen Prosa-Leistungen – Vgl. Anmerkung zum Brief vom 10. 3. 1853.

Nr. 8. Brief vom 12. 6. 1853

Ihre Doppelnovelle – Kugler meint Fontanes für die „Argo" vorgesehene und dort veröffentlichte Novelle „Tuch und Locke". Walter Keitel, der diese Prosaleistung des frühen Fontane 1960 wieder herausgab, verband als erster (nach Theodor Storms öffentlich ausgesprochenem Lob) „Tuch und Locke" mit dem Fontaneschen Spätwerk. (Stuttgart: Reclam 1960. Mit einem Nachwort herausgegeben von W. Keitel.) Theodor Storm hatte für Friedrich Eggers und sein „Deutsches Kunstblatt" 1855 einen Artikel über Fontane verfaßt, für den ihm Fontane bereits ein Jahr zuvor biografische Informationen zugesandt hatte (vgl. Fontanes Brief vom 14. Februar 1854 an den Husumer Dichter). In diesem Aufsatz, schlicht mit „Theodor Fontane" betitelt, schreibt Storm: „In dem vorerwähnten Jahrbuche ‚Argo' ist der Dichter zuerst auch als Novellist aufgetreten. Die erste dieser Novellen, ‚Tuch und Locke' scheint uns in Ton und Kolorit so sehr gelungen, daß wir durch die Frische und Lebendigkeit der vor uns entfalteten Situationen fast für die hier noch obwaltende Schwäche der Komposition und ein paar kleine Ungeschicklichkeiten der Ausführung entschädigt werden . . . ". Theodor Storm, Sämtliche Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Peter Goldammer. Bd. 4, Novellen, Kleine Prosa. – Berlin und Weimar: Aufbau 1978, S. 597.

Wilson – Das den Doppelcharakter der Novelle bestimmende Erzählduell wird zwischen zwei Offizieren, Hostowiz und Wilson, ausgefochten. Während Hostowiz mit seiner Geschichte für den Reiz auch einer verbotenen Liebe plädierte, die sich im kurzen Rausch erschöpft, hielt Wilson mit seiner Erzählung dagegen, die das männliche Widerstehen in einer verführerischen, aber reinen Situation feiert. Das Duell entscheidet der draufgängerische Hostowiz für sich, dessen Tuch als Liebespfand die beim Abschied überreichte Locke Wilsons ausstach. Der Erzähler Fontane zögerte allerdings nicht, das Schicksal als die Moral regulierende und richtigstellende Instanz einzusetzen: die Schlacht am darauffolgenden Tage überlebte nur einer der beiden Offiziere, weil ihn sein Liebespfand vor dem Tod bewahrte – Wilson.

Nr. 9. Brief vom 23. 6. 1853

Freund E. ... wegen seiner Balladen – Friedrich Eggers (1819–1872). Von Eggers erschienen Gedichte in niederdeutscher Mundart und zwei Balladen, „Haralda" und „König Radgar", in der „Argo". Schon Anfang März 1853 hatte Fontane dem befreundeten Redakteur des „Deutschen Kunstblattes" seine Ansicht zu dessen poetischen Produkten mitgeteilt: „Deine beiden Concurrenz-Balladen hab' ich durchgelesen, zum Theil mit **großer** Befriedigung, aber doch nicht mit **durchgängiger.** Mit scheint (trotz Kugler) ‚Haralda' besser zu sein; es ist reicher an Schönheiten. Der Grundgedanke in ‚Radgar' ist vortrefflich, doch tritt er nicht schlagend genug hervor. Meine Anfrage an Dich geht nun dahin, ob Du dich – vorausgesetzt, daß wir uns über einzelne Schwächen einigen – zu einer kleinen Umarbeitung des einen oder andern Gedichtes verstehen würdest." Hanser Briefe 1, S. 332. Im Jahresbericht für das Stiftungsfest, von Fontane verfaßt, vermeldete der Chronist drei „Sehr gut" für Anakreon (Eggers' Tunnelname): verteilt für „Haralda", „König Radgar" und „Dat Oog". Hart und schonungslos fällt das Urteil aus, das der späte Fontane in dem Erinnerungsband „Von Zwanzig bis Dreißig" über den Dichter Eggers formulierte: „Nichts, was er schuf, war ausgereift, alles hatten den improvisatorischen Charakter. Eine Zeitlang waren wir Konkurrenten; ich erging mich in nordischen und schottisch-englischen Balladen, und weil diese gefielen, erschien er auch mit ‚Harald', mit ‚König Radgar' und ähnlichem. Ich mußte mich darüber ausschweigen, ärgerte mich aber, daß er mit solchen Reimereien überhaupt in die Schranken ritt und mit turnieren wollte. So leicht geht das nicht, und wer, wie Eggers das meistens tat, in zwölfter Stunde sich hinsetzt, um ‚für morgen' noch einen aus dem Vorratskästchen genommenen Balladenstoff in herkömmlicher Nibelungenstrophe zusammenzuleimen, der wird als Regel nicht weit damit kommen." Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. II, S. 188 f. Der oben erwähnte Jahresbericht zum Tunnel-Stiftungsfest ist abgedruckt in: Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. III/1, S. 340.

N. 10. Brief vom 28. 6. 1853

Verein **für** mittelalterliche Kunst – Wilhelm Lübke berichtete über diesen und ähnliche Vereine, die das Kunstleben und den wissenschaftlichen Disput über künstlerische Fragen organisierten. Den Vorsitz im hier erwähnten Verein für mittelalterliche Kunst hatte Gustav Friedrich Waagen inne, der neben Kugler und Karl Schnaase (1798–1875) zu den prominentesten Kunstschriftstellern und -historikern seiner Zeit zählte. Waagen (1794–1868) amtierte seit 1832 als Direktor der königlichen Gemäldegalerie und erhielt 1844 eine Professur für Kunstgeschichte an der Berliner Universität. In den Vereinen traf man sich in der Regel monatlich, um dem Abhalten von Vorträgen, den Hinweisen auf Publikationen und der Vorstellung neuer Kunstwerke seine Aufmerksamkeit zu widmen, „woran sich dann freie Erörterungen knüpften." Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen, S. 331.Besonders betonte Lübke den ungezwungenen Charakter der Zusammenkünfte, bei denen der Professor dem Studenten frei Rede stand.

Nr. 11. Brief vom 22. 7. 1853

Neu Ruppiner Poststempel – Fontane hielt sich im Juli 1853 in Kränzlin bei Neu Ruppin auf, von wo er am 7. 7. an seinen Freund Wilhelm Wolfsohn folgenden Befindlichkeitsbericht gab: „...; ich stecke hier nicht weit von der mecklenburgischen Grenze, habe demgemäß Geschäft und Literatur (was leider ein und dasselbe ist) wie eine Zwangsjacke abgestreift und klettre hier in den Kirschbäumen umher, als wär' ich schon bei Lebzeiten in den Balg eines Eichhörnchens gefahren. ... Mir selbst geht es eigentlich schlecht. Ich soll die Schwindsucht haben und einem nun halbjährigen Husten nach muß ich's selber glauben. Ich war 4 Wochen in Bethanien und trank Ober-Salzbrunnen, hier trink ich Molken – dennoch wird es nicht besser und nehm' ich diesen Husten mit in den nächsten Winter hinüber, so kann ich einpacken. Eine Reise nach Italien wäre ein Rettungsmittel, statt dessen werd' ich binnen wenigen Wochen wieder in der alten Tretmühle gehn und so lange Zeitungsartikel schreiben bis ich eines schönen Tages auf der Hinterseite der Zeitung unter den Annoncen zum letzten Mal und ohne **mein** Dazuthun die Aufmerksamkeit eines verehrlichten Publikums für mich in Anspruch nehmen werde." Hanser Briefe 1, S. 348 und 349.

100 rth. – Fontane, der seit Februar 1853 die letzte Revision der Preußischen Zeitung übernommen hatte – „ein Abend- und Nachtdienst, der meinen Wünschen mehr den jeder andre entsprach" (an Immanuel Hegel, den Chef der Centralstelle für Preußenangelegenheiten, 28. 10. 1853, Hanser Briefe 1, 369) –, mußte aufgrund

seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung längere Unterbrechungen in seiner beruflichen Tätigkeit in Kauf nehmen, so daß sich finanzielle Nöte einstellten. Kugler verwendete sich für ihn beim preußischen König, der eine einmalige Zahlung von 100 Reichsthalern bewilligte.

Illaire – Emil I. (1797–1866), Geheimer Kabinettsrat während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. Über Illaire hatte Kugler versucht, beim preußischen König eine Unterstützung für Fontane zu erwirken. In ähnlichen Zusammenhängen scheint Emil Illaire mehrfach für notleidende oder der Beihilfe bedürftige Schriftsteller seinen Einfluß geltend gemacht zu haben. Als Theodor Storm infolge der Ereignisse in Schleswig-Holstein seine Amtstätigkeit einstellen mußte und in Preußen unterzukommen versuchte, schaltete Illaire sich auch ein. Fontane berichtete Storm vom Stand der Dinge am 11. 10. 1853: „Frau v. Merckel war gestern bei uns. Illaire hat ihr gesagt, daß das bewußte Schreiben schon seit (jetzt) fast 14 Tagen aus dem Kabinett des Königs heraus und dem Justizministerium zurückgestellt sei. Sie können es also tagtäglich erwarten." Hanser Briefe 1, 363. Auch die Hilfeleistungen für den sehr preußisch gesinnten Christian Friedrich Scherenberg ist belegt. Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860. In: Fontane, Autobiographische Schriften, Bd. III/1, S. 135.

Geibel ... Pension – Emanuel G. (1815–1884) erhielt zum Weihnachtsfest 1842 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern. Das Verdienst Geibels (in den Augen des preußischen Königs) war freilich nicht unbeträchtlich, gehörte Geibel doch zu den Dichtern, die öffentlich gegen Georg Herweghs zeitbestimmenden Gedichtband „Gedichte eines Lebendigen" Stellung nahmen und sich auf die Seite der preußischen Krone schlugen. Übrigens war Franz Kugler bereits damals mit Geibel befreundet, so daß die genaueren Umstände der Pensionsbewilligung ihm bekannt gewesen sein dürften.

Rumohrs Vermittlung – Karl Friedrich Freiherr v. R. (1785–1843). Rumohr, der sich intensiv mit der mittelalterlichen Geschichte Italiens beschäftigte und für die italienische Kunstgeschichte grundlegende Forschungen beisteuerte, war in Berlin bei Friedrich Wilhelm IV. gern gesehener Gast, zumal er als lange Zeit in Lübeck Ansässiger auch gute Kontakte zum dänischen König unterhielt.

Gretchens Geburtstag – Margarete Kugler (1834–1862), die Tochter von Franz Kugler, die am 15. 5. 1854 Paul Heyse heiratete und mit diesem nach München zog, wohin ihn König Maximilian II. von Bayern berufen hatte.

Kinkels Mobilmachung – Gottfried K. (1815–1882). Kinkel kreuzte mehrfach indirekt die Wege Kuglers. Anfang der vierziger Jahre hatte Kinkel eine Professur in Bonn, wo er Kunstgeschichte las. „Kaum minderen Enthusiasmus erregte ein anderer, damals noch jugendlicher Docent, zu dessen Vorlesungen sich ebenfalls ein großer und erlesener Kreis auch von außerakademischen Hörern drängte: Gottfried Kinkel." (Wilhelm Lübke, Lebenserinnerungen, S. 101). Jahrelangen Briefkontakt mit Kinkel unterhielt Jacob Burckhardt, durch den Franz Kugler über Kinkels Tun und Lassen wohl gut informiert war. Eine Episode aus J. Burckhardts Briefen 1846 und 1847 – Burckhardts unvermittelste Zusammenarbeit mit Kugler fand genau in dieser Zeit statt – beleuchtet die Beziehung zwischen dem Berliner Kunsthistoriker und Kinkel, wobei Burckhardt sich in der unangenehmen Rolle des Vermittlers sah. „Kugler will Dir vollkommen wohl, aber sein Einfluß (im preußischen Ministerium – d. Hrsg.) ist vielfach contrebalancirt. Ich hüte mich, zu viel nachzuforschen ...", heißt es in einem Brief an Gottfried Kinkel (vom 6. Dezember 1846), „Jemand, ..., hat den Minister auf Dein verfluchtes ‚Männerlied' am Schluß des Taschenbuchs aufmerksam gemacht, worüber K. in Verzweifelung ist. ... K. will beim Minister das Beste dazu reden, und ein anderer Freund will suchen, den Otto Schütz zur Vorlesung bei Hofe zu bringen." Jacob Burckhardt, Briefe, Bd. III, S. 42.

Paul ... verlorene Heimat – Diese Arbeit von Heyse kam über Kugler ins Gespräch, wie ein Brief von Heyse an Fontane bezeugt: „Kugler schreibt, daß ihm die ‚Verlorene Heimat' für Euer Buch geeignet schiene. Da leider poetische Produkte nicht wie Bilder und Zigarren durchs Liegen besser werden, so weiß ich da nicht mit seinen damaligen gegründeten Einwänden zu reimen." Vgl. Heyse an Fontane, Rom [28. März] 1853. Zitiert nach: Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin und Weimar 1972, S. 13 f. (im weiteren: Erler Fontane – Heyse).

Monmouth – Fontane arbeitete zu diesem Zeitpunkt noch an dem für die „Argo" bestimmten novellistischen Beitrag „James Monmouth". (Vgl. Fontanes Brief an Lepel vom 3.–11. August 1853. Hanser Briefe 1, S. 353.)

Katz – Gebr. Katz in Dessau. Fontane hatte offenbar Kugler aufgefordert, mit ihm zusammen abschließende redaktionelle und vertragliche Absprachen mit Katz vorzunehmen, worauf sich auch Kuglers im Brief mitgeteilter Reiseplan bezog.

Nr. 12. Brief vom 25. 8. 1853

einen Redacteur – Kugler legte dafür am 27. 2. 1853 die Gründe dar.
Immermann – Tunnel-Name für Wilhelm von Merckel (1803–1861).
(Immermanns Einleitungsverse) – Der Wortlaut, wie er in der „Argo" abgedruckt erschien, ist folgender:

Um den Preis geritten Jahr aus Jahr ein wird rings auf dem Hippogryphen,
Daß Reiter und Gaul um die Wette schier von Lenden und Weichen triefen.

Ein Glücklicher reißt vom Lorbeerbaum den Kranz im Vorüberjagen,
Die Uebrigen haben am Ende sich nur um – Nasenlängen geschlagen.

Und das Publikum, das die Bahn entlang nachgaffte dem Hufgestampfe,
Mit durstiger Seele und Augen voll Sand heimziehts vom olympischen Kampfe. –

Statt kontinentalen Pegasusritte vorzogen wir drum die Regatte,
Und zimmerten uns vergnüglich dazu eine Rococco-Argo-Fregatte.

Fuhren auch ins Blaue, die dazumal ihr Schiff am Pelion bauten,
Und wurden erst durch des Vließes Raub berühmt als die Argonauten.

Uns singt kein Orpheus die Felsen weg, wo wir den Pontus steuern,
Auch weissagt uns kein dodonischer Mast, wie lange wir abenteuern.

Wie aber Jene zween liebliche Jahr' verbracht mit den Lemnierinnen,
So hoffen wir wohl auf noch längere Gunst bei Lesern und Leserinnen.

Und kämen auch wir auf unserem Cours an die Insel der Stymphaliden,
Den Krieg mit den Federn fürchten wir nicht, trotz aller – Liebe zum Frieden!

Das Gedicht wurde auf der ersten Seite nach der Inhaltsangabe gedruckt. Mit der rechten Seite beginnt die Erzählung „La Rabbiata" von Paul Heyse und die Numerierung der Seiten.

Pauls – Paul Heyse. Heyse fungierte auch in den späteren Argo-Jahrbüchern nicht als Herausgeber.

Nr. 13. Brief vom 11. 9. 1853

Coerrctur meines Aufsatzes – Vermutlich handelte es sich hierbei um Kuglers Shakespeare-Aufsatz, dessen Überarbeitung Kugler im Brief vom 25. 5. 1853 ankündigte. Vgl. auch den Brief vom 10. 3. 1853. Möglich ist auch, daß Kugler seinen zweiten in der „Argo" publizierten Aufsatz: „Bemerkungen über Don Juan und Figaro" meinte, der das erste Jahrbuch beschließt.

Merckel'schen Mottogedichts – siehe die entsprechende Anmerkung zum 12. Brief vom 25. 8. 1853.

Menzel – Adolph M. (1815–1905). An Storm nach Husum teilte Fontane am 14. August 1853 mit: „Wir kriegen nun doch noch vielleicht ein Argobild, und wenn überhaupt – so ein famoses, von Adolph Menzel." Hanser Briefe 1, S. 359. Und an Lepel heißt es am 19. 9. 1853: „Menzel, der hinfort ein Mitglied des Rütli sein wird (wie Storm und Paul Heyse, so daß wir die Musenzahl herausbringen) hat ein Titelblatt radirt, das heute beendigt und seines Schöpfers hoffentlich würdig sein wird." Hanser Briefe 1, S. 360. Theodor Storm durfte dann auch Augenzeuge sein, als Menzel dem Rütli zum ersten Mal den Entwurf erläuterte. Im Brief an seine Frau, Constanze Storm, vom 18. September lieferte er ihr einen anschaulichen Bericht: „Im Rütli eröffnete denn der kleine originelle Menzel, daß er nun das Bild zur ‚Argo' fertig habe. Sogleich wurde ihm Bleistift und Papier in die Hand geschoben, er solle uns einen Begriff davon geben. Und nun fing das humoristische Männlein an zu zeichnen und zu erklären. Wir fragten, und er antwortete. Im Vordergrund die Argo, nur ein Stücklein freilich zu sehen, Theseus steigt in den Mast. – ‚Und der Drache?' – ‚Hier steht er; aber er empfängt Sie höchst freundlich!' – ‚Und bekommen wir denn das Goldne Vließ?' – ‚Freilich, da hängt es schon, Sie brauchen es bloß beim Schwanz zu fassen – und am Ufer sind die Straßenjunges von Kolchis angedeutet, die Sie alle mit größter Freude empfangen.' – Du mußt Dir diesen geistreichen Scherz nun nicht sowohl als ein ausgeführtes Bild als vielmehr alles nur in Andeutungen denken. Morgen werden wir wohl schon Abdrücke zu sehn bekommen." Theodor Storm, Briefe. 2 Bde. Herausgegeben von Peter Goldammer. Berlin und Weimar: Aufbau, 2., durchgesehene Auflage 1984, Bd. 1, S. 213 (im weiteren: Goldammer, Storms Briefe).

Nr. 14. Brief vom 12. 9. 1853

Geburtstage unsres Husumer Poeten – Theodor Storm hielt sich am 14. September 1853 bei Kugler in Berlin auf.

erwogenen Vorschläge – Theodor Storm war von der vom Rütli initiierten Geburtstagsfeier sehr angetan und sein Brief an die Ehefrau vom 16 .September faßte die Hauptereignisse des Tages zusammen: „Zu Mittag kam denn richtig Fontane. Als ich eben vor Tisch in meine Stube ging, schlossen er und K[ugler] die Tür hinter mir zu. Als sie mich nach einer Weile wieder herausließen, stand auf einem Tisch ein Kuchen mit brennenden Wachslichtern und ein frisches Bouquet; darum herum lagen: Kuglers ‚Jakobäa' (Trauerspiel), Fontanes Romanzen ‚Von der schönen Rosamunde', Lepels ‚Lieder aus Rom', Paul Heyses kleines chinesisches Epos ‚Die Brüder', ein verrücktes radiertes Blatt von Adolph Menzel, mehrere Blätter von Kuglers Radierungen und ein Heft sehr schöner Tenorlieder von Wöhler, alles Geschenke von K[ugler] und F[ontane]; die Verfasser der Bücher sind nämlich Argonauten, und ich sollte eigentlich die ganze Argonautenschaft vertreten finden; es fehlten aber noch ein paar. Neben dem Tisch stand Kugler und blies Waldhorn, sein Lieblingsinstrument. Dann aßen wir vortrefflich (. . .) tranken in Rheinwein und Champagner Deine und der Jungens Gesundheit, und Fontane zog natürlich wieder ein langes Gedicht aus der Tasche. Nach Tisch kam auch der Schulrat Bormann und überreichte mir glückwünschend ein als Manuskript gedrucktes Bündelchen von ihm. Nachdem wir den Kaffee angenehm durchplaudert, gingen wir spazieren . . . " Goldammer, Storms Briefe, Bd. 1, S. 209 f.

die Brüder von Paul – Paul Heyse, Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen. – Berlin 1852. Anläßlich der Besprechung von Heyses „Hermen" (Berlin 1854) widmete Fontane dieser Arbeit eine sehr lobende Analyse. „Es ist vielleicht der bedeutendste Wurf, den der Dichter bis diesen Augenblick getan . . . " NFA, Bd. XXI/1, S. 118. Auch Heyses Jugenderinnerungen weisen den „Brüdern" einen gebührenden Platz zu: „Was mich betrifft, so brachte ich im Tunnel 1851 meine erste Novelle ‚Marion' und die Erzählung in Versen ‚Die Brüder', die bei der ausgeschriebenen Doppelkonkurrenz für die beste Erzählung in Prosa und Versen beide den Preis erhielten." Paul Heyse, Jugenderinnerungen, 1. Bd., S. 97.

den entsprechenden Toast – Theodor Fontane, An Theodor Storm:

So zogen sie aus in guter Ruh . . .
Da stießen noch zwei Gesellen dazu, –
Der eine von Husum, der zweit' von Sorrent
Und stellten ein prächtiges Kontingent.
Argolied

Der Herbst ist da, und Storm ist da,
Schenkt ein den Wein, den holden,
Wir wollen diesen goldenen Tag
Verschwend'risch noch vergolden.

Und geht es draußen noch so toll
Und hängt die Welt voll Knuten,
Kein Mucker und kein Hassenpflug
Soll unsren Mut entmuten.

Und erinnert auch einmal das Herz
Und will nicht fort nach Pommern,
Wir wissen doch, es schmilzt der Schnee,
Es geht zu neuen Sommern.

Was sind denn sechsundreißig Jahr',
Sie sind ein bloßes Weilchen,
Durch vierzig, fünfzig, sechzig hin;
Da blühen erst die Veilchen.

Mit siebzig und mit achtzig erst
Erschließen sich die Rosen,
Mit neunzig Jahren schrieb Hafis
Von Freundschaft, Wein und Kosen.

Bis dahin aber jeden Tag
Sollst du wie heut genießen,
Und statt des Tods ein Lorbeerblatt
Dir deine Augen schließen.
NFA, Bd. XX (Gedichte und Balladen), S. 560–561.

Nr. 16. Brief vom 20. 9. 1853

Menzels Radirung – Vgl. die entsprechende Anmerkung zum Brief Nr. 13 vom 11. 9. 1853. Der erste Jahrgang der „Argo" erblickte ohne Menzels Radierung das Licht der Öffentlichkeit.

Kladderadatsch-Witz – Kl. war ein 1848 von David Kalisch gegründetes, zunächst liberal orientiertes Witzblatt, das später die Politik Bismarcks unterstützte. Fontane, und nicht er allein, bedienten sich nicht selten des Vergleiches mit „Kladderadatsch", der die Breite eines öffentlichen Niveau-Verlustes umfaßte. In diesem Zusammenhang verwendet auch Kugler hier diesen Begriff.

Nr. 17. Brief vom 30. 9. 1853

Merckelsche Einleitungsgedicht – Vgl. die entsprechende Anmerkung zum Brief Nr. 12 vom 25. 8. 1853. Kuglers Vorschlag fand Berücksichtigung.

Nr. 18. Brief vom 4. 10. 1853

Anzahl von Häuser-Anschriften – Dieser Brief Kuglers bezieht sich wohl auf ein Projekt Fontanes, das als eine frühe konzeptionelle Vorbereitung der „Wanderungen" gelten darf. Friedrich Witte, der Rostocker Freund, erhielt eine in diese Richtung gehende Information: „Nun noch eins. Ich arbeite jetzt an Zusammenstellung eines großen Werks: Volksgeist und Volksleben in seinen (des Volks) **Inschriften.** Dies ist nicht etwa der Titel, sondern nur die **Sache.** Ich suche nun Stoff. Allerhand Schritte und Vorkehrungen sind bereits getan, doch vorläufig nur innerhalb der Provinz Brandenburg. Ich ersuche Dich dringend, in Rostock eine Art Filial zu errichten und dort in meinem Interesse zu sammeln. Nicht Du selbst; was ich Dir zumute, sind nur ½ Dutzend Briefe oder Visiten bei Rostocker (und Umgebung) **Geistlichen.** Die Inschriften hierzulande, wenn man sie als einen Ausdruck des **Volksgeistes** (im Gegensatz zu den **gelehrten** Inschriften an Museen, Bibliotheken usw.) faßt, finden sich nur in Kirchen und Kirchhöfen. Dahin hab ich die Augen und Schritte zu richten. Steh mir nach Deiner Kraft bei. Volks**lieder** haben wir gesammelt; dies kann eine Sammlung von Volks**sprüchen, Sentenzen, Epigrammen** werden. Nur das Gemeine (Zotige; kommt nämlich öfter vor) und absolut Dumme ist ausgeschlossen. Das wirklich Poetische, das Derbe, Kernige, der Humor und Witz, auch Kuriosa sind überaus erwünscht. **Plattdeutsches** sehr willkommen. Als einen Nachtrag denk ich die Grabinschriften berühmter Männer zu geben, die (wenn von Fachdichtern herrührend) eigentlich nicht hierher gehören, aber ein allgemeines Interesse haben und sich paßlich anschließen." Fontane an Friedrich Witte, 3. Oktober 1853. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. 2., verbesserte Auflage. – Berlin und Weimar: Aufbau 1980. Band 1, S. 135. Siehe In diesem Zusammenhang auch Kuglers Brief an Fontane vom 10. 9. [1854].

Nr. 19. Brief vom 18. 11. 1853

meine Frau – Clara Kugler geb. Hitzig (1812–1872) war seit 1833 mit Franz Kugler verheiratet und hatte wesentlichen Anteil an dem kunstfreundlichen Klima des Kuglerschen Hauses. Sie war „ein Poetenkind, an dessen Wiege Dichter gestanden hatten" (Paul Heyse, Jugenderinnerungen. Bd. 1, S. 81). Emanuel Geibel, der sich mehrfach bei Kuglers aufhielt, widmete ihr seinen zu Michaelis 1840 erschienenen Gedichtband „als eine freundliche Erinnerung an den Verfasser" und fügte 1846 das Gedicht „An Klara Kugler" dem Band hinzu. Geibels Werke. Hrsg. v. Wolfgang Stammler. Leipzig, Wien: Bibliographisches Institut 1918. Erster Band. S. 3 und S. 9 f.

Ihrem Kleinen – Im Oktober war Fontanes dritter Sohn, Peter Paul, geboren, dessen gesundheitliche Verfassung von Anbeginn Sorge bereitete. Vgl. auch Kuglers Brief vom 19. 11. 1853 und die entsprechende Anmerkung zum Tode des Kindes 1854.

Nr. 20. Brief vom 19. 11. 1853

Argo-Exemplare – Fontane schrieb am 19. September 1853 an seinen Freund Bernhard von Lepel: „Dem vom Stapel-laufen der Argo wirst Du beiwohnen; Anfang Oktober werden die ersten Exemplare ausgegeben. Sie ist statt 20 dreiundzwanzig Bogen stark geworden und wird, wenn auch sichrer die Feuerspucke des Drachen als das goldne Vließ, doch Trost und Beruhigung darin finden, daß sie das Beste gewollt und mit Dransetzung aller Kräfte erstrebt hat. Es ist kein zusammengebummeltes Buch und dies negative Lob ist heutzutage auch schon eins." Hanser Briefe 1, S. 360.

unserer künftigen Verwandtschaft – Kugler meint die bereits feststehende Eheschließung zwischen seiner Tochter und Paul Heyse.

nach Bremen – Louise Kugler war nach Bremen verzogen, wohin ihr offensichtlich Clara Kugler ein druckfrisches Exemplar der „Argo" schickte.

Wenn Storm da ist – Theodor Storm hielt sich im November 1853 nochmals in Berlin auf, um die letzten Vorbereitungen für seine Übersiedlung nach Potsdam im Dezember des Jahres zu treffen.

von der günstigen Krisis – Der Gesundheitszustand von Fontanes Sohn Peter Paul hatte sich vorübergehend gebessert. Am 6. April 1854 jedoch mußte Fontane an B. v. Lepel melden: „Der kleine Rentier ist heut früh 5¼ Uhr gestorben. Aus seinem Vermögen wird nun die Leichenkutsche bezahlt werden. Die Renten-Anstalt war ihm eine Sterbekasse. – Das Kind litt sehr, hoffentlich bewußtlos." Hanser Briefe 1, S. 377.

7/8 Rehabilitirung – Veränderungen innerhalb der „Zentralstelle für Preßangelegenheiten" hatten am 14. Oktober des Jahres zu Fontanes Entlassung geführt. Fontane reagierte in einem ausführlichen Schreiben an den Chef der Centralstelle für Preßangelegenheiten, den Geheimen Regierungsrath Immanuel Hegel, in dem er für seine Wiedereinstellung argumentierte. Dort äußerte er die Vermutung, daß seine von ihm unverschuldete Erkrankung zur Entlassung geführt hätte. Andere wären im Verlaufe seiner Beurlaubung an seine Stelle getreten, so daß es den Anschein gehabt hätte, er wäre überflüssig geworden. „Möglich daß dabei Fehler meiner Seite begangen sind und daß eine gewisse Scheu und Zurückhaltung mich **außerhalb** eines Kreises eine Stellung nehmen ließ, **in** den ich gehörte, und daß ich – eine Berufung abwartend, die nicht kam – durch eigne Schuld zu einem Fremden geworden bin." Hanser Briefe 1, S. 369. Das Ausscheiden eines Mitarbeiters der Zentralstelle veranlaßte Fontane im Dezember 1853, mit einer erneuten Bitte um Überprüfung seines Einstellungsverhältnisses vor die Zentral-Pressestelle zu treten (Hanser Briefe 1, S. 371). Seine Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg: am 1. Januar 1854 trat seine Wiedereinstellung in Kraft.

Nr. 21. Brief vom 31. 1. 1854

den Rabbiatas – Vgl. hierzu die entsprechende Anmerkung zum Brief Nr. 7 vom 25. 5. 1853.

La Rabbiata statt l'Arrabiata – In den folgenden Veröffentlichungen und zahllosen Nachauflagen dieser Novelle setzt sich letztere Schreibweise durch; der Titel wurde berichtigt.

Nr. 22. Brief vom 6. 8. 1854

Schindlers Propositionen – Nach den anscheinend negativen Erfahrungen mit den Gebürdern Katz hatten die Herausgeber der „Argo" offensichtlich Verhandlungen mit dem Berliner Verlag Heinrich Schindler aufgenommen. (Dort erschien Friedrich Eggers „Deutsches Kunstblatt".)

Paul – Paul Heyse

Erfolgen der ersten Argofahrt – Vgl. Fontanes Brief an Storm vom [5. August 1854?]. Hanser Briefe 1, S. 388.

die Nothwendigkeit, unserer Argoexistenz – Am 25. Juli 1854 schrieb Fontane an Storm: „Ob die Argo erscheint, entscheidet sich in den nächsten Tagen. Ich **soll** an Schindler schreiben." Hanser Briefe 1, S. 387. Im bereits erwähnten Brief aus dem August des Jahres vermeldete er nach Potsdam, Storms preußischen Exilort: „Von Schindler erhalt' ich, gleichzeitig mit Ihrem Briefe, einige gute Nachrichten hinsichtlich der Argo." Hanser Briefe 1, S. 388. Die guten Nachrichten bezogen sich auf den relativ vorteilhaften Verkauf des ersten Argo-Jahrganges. Und an Henriette von Merckel: „Über die Argo verlautet noch immer nichts; die Fraktion Kugler beeilt sich nicht zu antworten; ich glaube nun selbst, daß das Unternehmen eine Leiche ist." Brief vom 19. August 1854. Hanser Briefe 1, S. 389.

den Meleager – Meleager. Eine Tragödie von Paul Heyse. – Berlin: Verlag von Wilhelm Hertz 1854. In drei Akten entwickelte Heyse die tragische Geschichte einer Mutter-Sohn-Beziehung. Althäa, die Mutter Meleagers, deren verkommener Mann durch die Hand einer geschändeten Frau getötet wurde, erhält von den Schicksalsgöttinnen die ewige Bindung des Sohnes an die Mutter geschenkt. Diese Bindung verhindert die natürliche Entwicklung Meleagers, **der** – als er sich verliebt – zwischen zwei Frauen gestellt versagen muß. Althäa kann ihren Sohn nur behalten, indem sie ihn tötet, so daß am Ende den Parzen das letzte Wort bleibt.

des Perseus – Paul Heyses Puppenspiel „Perseus" schloß den 1854 herausgegebenen und von Fontane besprochenen Band „Hermen" ab. Angeregt durch die Besich-

tigung der Perseus-Statue, gibt Heyse der antiken Geschichte, deren Zentrum die Liebe zwischen Perseus und Medusa bildet, neue Gestalt. Fontanes kritischer Einwand traf freilich einen für Heyse bezeichnenden Punkt: „... wenn wir etwas ... auszusetzen hätten, so wäre das, daß der Verfasser in den Zwiegesprächen zwischen Perseus und Kasperle die Anklänge (...) an Faust und Mephisto nicht hinreichend vermieden hat. Wir wissen selbst am besten", fügte der Rezensent mildernd hinzu, „daß auf solche ganz äußerliche Verwandtschaft nicht viel Gewicht zu legen ist, aber es mit den jungen Poeten wie mit jungen Mädchen: sie müssen auch den Schein meiden." NFA, Bd. XXI/1, S. 125.

Habeat sibi – lat. „er habe es für sich" (meinetwegen).

Stuttgarter Verleger – Mit dem Verlag Ebner und Seubert verbanden Kugler langjährige Kontakte. Bereits sein „Handbuch der Kunstgeschichte" lag in den verlegerischen Händen der Stuttgarter (1842, 1848², die von J. Burckhardt bearbeitet wurde). Vermutlich veranlaßte Kugler die Herausgabe seiner „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte", die 1853 und 1854 bei Ebner & Seubert in drei Bänden erschienen, mit dem Verleger persönliche Gespräche zu führen.

trotz mangelhafter Nahrung – Paul Heyse, der die Tage mit Kuglers verbrachte, erinnerte sich später: „Wir bewohnten drei kahle, weißgetünchte Zimmer in einem kleinen Fischerhause, dessen Besitzer das Erdgeschoß innehatte. (...) Die Frau Fischerin in Possenhofen, die ein Wirtshaus hielt, war sehr unzufrieden damit, daß wir den Anspruch machten, für unser gutes Geld täglich von ihr gespeist zu werden, da sie es ‚gottlob nicht nötig hatte', von den Fremden zu leben. Sie hoffte uns daher durch möglichst ungenießbare Kost wegzuhungern, was ihr aber erst nach beharrlicher ausgesuchter Bosheit gelang." Paul Heyse, Jugenderinnerungen, Bd. 1, S. 227.

Literaturblatt – Seit dem 5. Jahrgang (1854) fügte der Herausgeber des „Deutschen Kunstblattes", Friedrich Eggers, seiner „Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunstgewerbe (Organ der Kunstvereine von Deutschland)" ein Literaturblatt hinzu, dessen Redaktion Paul Heyse später kurzzeitig übernahm.

Gesamtgastspiele der Münchner Bühne – Der Aufsatz erschien Ende August 1854 unter der Überschrift: „Über die Gesamtgastspiele auf der Münchener Bühne im Jahre 1854." Der Intendant der Münchner Bühne, Franz Dingelstedt, hatte die Popularität der ersten großen Industrieausstellung in München genutzt, um seine Spielstätte durch ein spektakuläres Projekt vorteilhaft über die bayrischen Grenzen hinaus zu präsentieren. Zu diesem Anlaß verpflichtete er bekannte deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen, die er zu Mustervorführungen klassischer deutscher Stücke von Lessing bis Kleist unter seiner Regentschaft leiten wollte. Ohne wesentliche Einschränkungen lobte Heyse dieses zweifelhafte Unternehmen. Wiederabgedruckt in: Paul Heyse, Jugenderinnerungen, Bd. 2, S. 138 ff.

über Lingg schreiben – Mit dem Datum vom 11. Januar 1855 versehen, veröffentlichte das Kunstblatt die Rezension Heyses über Gedichte von Hermann Lingg, einen Dichter, der später im Münchner Dichterkreis „Krokodile" vertrauten Umgang mit Heyse pflegte. Herausgeber der Gedichte war Heyses Freund Emanuel Geibel, für den der Rezensent ein lobendes Wort nur bedingt aussprach: „Wir müssen schließlich unseren Dank gegen den Herausgeber der Sammlung aussprechen. Einen Stern zu entdecken, scheint freilich mehr eine Sache des Glücks als des Verdienstes, und gewisse kluge kritische Sternseher lassen sich vernehmen, als hätten sie keines Vermittlers bedurft." Wiederabgedruckt in: Paul Heyse, Jugenderinnerungen, Bd. 2, S. 169. 1905 bemühte sich Paul Heyse selbst um eine erneute Herausgabe.

Nr. 23. Brief vom 16. 8. 1854

nomina sunt odiosa – lat. „Namen sind verhaßt".

Anacreon – Friedrich Eggers' Tunnel-Name, den er mit in die Rütli-Vereinigung übernimmt. (Meist jedoch: Anakreon)

Hölty – Paul Heyses Tunnelname.

Hochzeitsstörung – Vermutlich meint Kugler die Hochzeit von Otto Ribbeck und Emma Baeyer, der zweiten Tochter des preußischen Generals und bekannten Geodäten Joseph Jakob Baeyer und seiner Frau Eugenie, die eine geborene Hitzig und die Schwester von Klara Kugler war. Die Familie des Generals wohnte im 1. Stock des Kuglerschen Hauses in der Friedrichstraße 242. Paul Heyse erwähnte die Teilnahme an der Hochzeitsfeier im Anschluß an die Berichterstattung von den Possenhofer und Starnberger Urlaubstagen mit Kuglers.

Meleager – Vgl. die entsprechende Anmerkung zum Brief Nr. 22 vom 6. 8. 1854.

mit einem zweiten Jahrgang – Zwischen 1857 und 1860 erschienen weitere Jahrgänge.

Als Herausgeber zeichneten Friedrich Eggers, Theodor Hosemann, Franz Kugler und Bernhard von Lepel verantwortlich. Lepel kam nach Kuglers Tod (1858) hinzu. Die Bezeichnung „Belletristisches Jahrbuch" wurde ausgetauscht gegen „Album für Kunst und Dichtung".

Söhne Hans und Paul – Johannes Kugler (1839–1873) und Paul Heyse, der seit dem 15. 5. 1854 Kuglers Schwiegersohn war.

Nr. 24. Brief vom 10. 9. [1854]

Fontane'sche Corpus Inscriptionum – Siehe hierzu die Anmerkung zum Brief Nr. 18 vom 4. 10. 1853, die Fontanes Publikationsprojekt anhand ausgewählter Zitate erläutert.

Redaktionelle Vorbemerkung

Wir veröffentlichen hier die erste Hälfte eines Aufsatzes, der 1987 in einer Publikation des Akademie-Verlages erscheint, herausgegeben von Klaus Hermsdorf und Peter Wruck. Für ein größeres Publikum bestimmt, hat sie das „Literarische Leben in Berlin" – der preußischen Residenz und der deutschen Metropole – zum Gegenstand. Unsere Leser und Fachkollegen führt die Arbeit zum Thema unserer nächsten Fontane-Konferenz, 16. bis 20. Juni 1986 in Potsdam, über die sich Angaben in den Heften 37 bis 40 finden.

O. K.

Fontanes Berlin

Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit (1. Teil)

Der Name „Fontanopolis"[1], der Ernst Heilborn eingefallen ist, war als augenzwinkernde Hyperbel für einen Glücksumstand der jüngsten Literaturgeschichte gedacht. In Fontanes Erzählungen hat die Metropole des deutschen Kaiserreichs Gestalt angenommen. Dem Paris des neunzehnten Jahrhunderts haften die Züge an, die ihm Balzac und Zola verliehen haben, dem Berlin Bismarcks und Bebels bei aller Differenz zum französischen Beispiel die Züge, die es in Fontanes Werken trägt. Ähnliches kann weder von Willibald Alexis gesagt werden, dessen Romane die nähere und weitere Vergangenheit der Stadt zur Darstellung brachten, noch trifft es auf den jungen Wilhelm Raabe zu, der seine „Chronik der Sperlingsgasse" und den Roman „Die Leute aus dem Walde" im Berlin des Vor- und Nachmärz ansiedelte. Ganz zu schweigen von einer Vielzahl minderwertiger Produkte, die namentlich seit dem Welterfolg, den Eugène Sues „Geheimnisse von Paris" erzielten, auch die preußische Hauptstadt als Tummelplatz für ihre abenteuerlichen Erfindungen benutzten.

Fontanes Meinung nach hatte der moderne Roman die Aufgabe, „ein Leben, eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen zu schildern, der ein unverzerrtes Widerspiel d e s Lebens ist, das wir führen. Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestalten des wirklichen Lebens einreihen, so daß wir in der Erinnerung an eine bestimmte Lebensepoche nicht mehr genau wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren, ähnlich wie manche Träume sich unserer mit gleicher Gewalt bemächtigen wie die Wirklichkeit."[2] Über diese Fähigkeit zur Stellvertretung ihrer Zeitgenossen verfügen viele Kunstfiguren Fontanes. Sie bewegen sich, scheint es, auch in demselben Milieu; daß es „eine augenscheinliche Absurdität" ist, „aus dem dargestellten Raum in den realen sozusagen hineinzuspazieren und umgekehrt"[3], stört ihn wenig; die „Fontanestadt", von der Heilborn sprach, läßt sich bis ins einzelne mit ihrem Vorbild identifizieren. Dadurch wird sie, das ist richtig, nicht mit ihm identisch. Sie ist auch nicht identisch mit dem Berlin Paul Lindaus, Fritz Mauthners oder Heinrich Seidels, die sich in den achtziger Jahren gleichfalls beeilten, die Stadt zum Schauplatz und Gegenstand von Roman und Erzählung zu machen. Sie kamen damit Erwartungen nach, die nach der Reichseinigung hervortraten und eine hundertjährige Debatte über die Bedeutung nationalstaatlicher Zentren für den Fortschritt nationaler Literaturen fortsetzten. Der sogenannte „Berliner Roman" war eine Probe aufs Exempel, er schien am ehesten geeignet, es anderen Literaturen in der Darstellung des modernen Gesellschaftslebens gleichzutun.

Fontane war sich dieser Konstellation bewußt. Um so mehr enttäuschten ihn fast ohne Ausnahme die Arbeiten der „jüngeren Kräfte"[4], mit denen er auf dem Gebiet konkurrierte. Das war der Grund, weshalb er sich überhaupt zu der programmatischen Äußerung über die Aufgaben veranlaßt sah, die der moderne Roman, das heißt in erster Linie sein eigener, erfüllen sollte. In die diffizilen Überlegungen, die er über die Ursachen seiner Unzufriedenheit anstellt, braucht man ihm hier nicht zu folgen. Denn zunächst läuft alles auf seine Überzeugung hinaus, daß er die Wirklichkeit besser kannte und richtiger darzustellen verstand. Ob es womöglich eine andere Wirklichkeit war, zog er, während er sich auf seine Erfahrungen berief, nicht in Betracht[5].

Immerhin hatte er seinen Mitbewerbern ein Menschenalter und mehr an Lebenszeit voraus, die er zum weitaus größten Teil in Berlin verbrachte. Was diese Stadt für ihn bedeutete, kam unwillkürlich in einer Bemerkung zum Ausdruck, die mit Max Kretzer ins Gericht geht, den manche für den deutschen Zola hielten. Kretzer sorgte ebenfalls mit Berliner Romanen für Aufsehen. Die Geschichte, um die es sich handelte, war seine beste; konventionell, aber eindrucksvoll erzählt sie die Tragödie eines biederen Drechslermeisters, den Kapital, Industrie und Urbanisierung um seine Familie, um den Besitz und das Leben bringen. Man schrieb das entscheidungsvolle Jahr 1888, Fontane war 68; er hielt sich zur Sommerfrische, wo er regelmäßig Zuflucht vor dem verhaßten Hitzedunst der großen Stadt suchte, im Riesengebirge auf und teilte mit: „Unter anderm habe ich, aus Schillerstiftungspflichteifer, Max Kretzers neusten Roman ‚Meister Timpe', gegen Barzahlung von 6 Mark, mit auf die Reise genommen und kann

nun in der immer wieder auftauchenden Kretzerfrage mein Gutachten abgeben. Er kommt besser, aber auch schlechter weg, als ich dachte. Das Widerliche, das in seinem Romane ‚Drei Weiber' eine so große Rolle spielt, fehlt hier ganz, aber dafür ist dies neue Buch trostlos und langweilig und, was mir das überraschlichste ist, nach meiner Meinung ganz unrealistisch. Er hat unterm Volk und in der Werkstatt gelebt und kann doch beides nicht schildern. Ich lebe jetzt 55 Jahr in Berlin und habe nicht bloß beim Prinzen Friedrich Karl zu Mittag gegessen; ich habe auch Volk kennengelernt und kann nur sagen: mein Berliner Volk sieht anders aus. Was er gibt, sind mehr angelesene als erlebte Figuren".[6]

Auch Fontanes „Bankiers-, Geheimrats- und Kunstkreise"[7] sahen anders aus. Wenn er Kretzer entgegentrat, äußerte sich nicht bloß der Gegensatz im Kunstkonzept, ein Grundton gesellschaftlicher und professioneller Superiorität wurde vernehmbar. Fontanes Berlin war der Ort seiner grundlegenden Sozialerfahrungen, die von anderer Art waren als die des Kontrahenten. Es war der Schauplatz eines Werdegangs, der ihn nicht nur im literarischen Leben Fuß fassen ließ, sondern auch in der guten Gesellschaft; nicht zuletzt brachte er ihn mit der vornehmen Welt in Berührung. Vor allem war es der Gegenstand, für den er schriftstellerische Kompetenz beanspruchte und bewies. Auch seine Kompetenz für die preußischen Junker und ihre Lebensweise, die sich damit die Waage hielt, hat er vorwiegend in der preußischen Haupt- und Residenzstadt erworben. Daß er Berlin zum Zentrum seiner Existenz und zum „Thema seines Lebens"[8] machen würde, war ihm nicht an der Wiege gesungen worden und blieb lange zweifelhaft. Es kam dazu erst auf einem schwierigen Weg durch den Vor- und Nachmärz, auf dem er einen nicht geringen Teil des sozialen und politischen wie des literarischen Lebens der Stadt durchlief.

In der Stadt der Bildung und des sozialen Gegensatzes

Als Fontane 1833 in Berlin eintraf, kannte er die Orte seiner „Kinderjahre": die märkische Landstadt Neuruppin, wo er geboren wurde, und den kleinen Ostseehafen Swinemünde, der sich in seiner Erinnerung manchmal wie ein maritimes Seldwyla ausnimmt. Über die anderthalb Jahre, die er zuletzt wieder in Neuruppin auf dem Gymnasium zubrachte, wahrte er beredtes Schweigen; es wäre ein Wunder, wenn er bei seiner regellosen Vorbildung keine größeren Schwierigkeiten gehabt hätte. Jedenfalls schickte der Apotheker Louis Henri Fontane seinen Ältesten anschließend nach Berlin auf einen zweiten Bildungsweg. Die wirklichen Folgen für dessen Leben konnte niemand ahnen. Aber daß damit über seine Zukunft entschieden wurde, unterlag keinem Zweifel. Denn die städtische Gewerbeschule, die nach ihrem Mitbegründer und Direktor, einem namhaften Pädagogen und vielseitigen Gelehrten, die Klödensche genannt wurde, bereitete auf den Beruf, nicht auf die Universität vor. Sie war als Alternative zum humanistischen Gymnasium gedacht; statt der alten Sprachen und der Geschichte wurden die Naturwissenschaften sowie Deutsch, Englisch und Französisch gelehrt, um „eine allgemeine und umfassende Ausbildung für denjenigen Beruf im bürgerlichen Leben

zu gewähren, welcher zwar einer wissenschaftlichen Grundlage, jedoch keines Studiums der Alterthumswissenschaften in ihren Quellen bedarf, wohin Kunst, höhere Gewerbe, Bau-, Berg- und Forstwesen, Landwirthschaft-, Kriegs- und Handelsstand zu zählen sind".[9]

Der Magistrat hatte sich im Bedarf an qualifizierten Kräften für die praktischen Erwerbszweige, in denen sich der technisch-ökonomische Fortschritt vollzog, und in deren Anziehungskraft nicht getäuscht. 1825 gegründet, zählte die gut ausgestattete kommunale Einrichtung Ostern 1833 in ihren fünf Klassen schon 198 Schüler; Zedlitz' „Neuestes Conversations-Handbuch für Berlin und Potsdam" widmete ihr mehr Aufmerksamkeit als den altehrwürdigen Gymnasien – dem Joachimsthalschen und dem zum Grauen Kloster. Fontanes Vater durfte überzeugt sein, eine sinnvolle, dem Zug der Zeit entsprechende Wahl getroffen und die 15 Reichstaler gut angelegt zu haben, die von einem auswärtigen Schüler fürs Quartal verlangt wurden.

Daß sich Fontanes Wirklichkeitssinn und sein unbeirrbares Arbeitsethos auf den Geist und die empirische Methode zurückführen ließen, die an der Gewerbeschule herrschten, muß man allerdings bezweifeln. Sein Memoirenbuch „Von Zwanzig bis Dreißig", das die Quelle für diesen Lebensabschnitt ist, spricht fürs Gegenteil. Damals wurde besiegelt, was er lebenslang als seine Bildungsmisere beklagt hat. Nicht genug, daß sich der Gedanke an ein Studium faktisch erledigt hatte – auch der zweite Bildungsweg wurde mit fragmentarischen Kenntnissen zugunsten einer Apothekerlehre nach väterlichem Vorbild vorzeitig abgebrochen. Der junge Mensch, der unter diesen Umständen berufsfremde geistige, historische und literarische Interessen entwickelte, war in der Stadt der Intelligenz, wie Berlin nicht ohne Spott und nicht ohne Grund genannt wurde, von vornherein auf eine Außenseiterstellung verwiesen.

Erinnert man sich an den Pfarrerssohn Emanuel Geibel, der, ein Kind der Freien und Hansestadt Lübeck, 1835 von Bonn kommend in Berlin seine Studien fortsetzte, dann läßt sich das Gewicht des Handikaps erahnen, unter dem Fontane seinen Weg antrat. Geibel saß nicht nur in den Kollegs der großen Philologen Boeckh und Lachmann und des Historikers Droysen – der angehende Poet hatte auch wenig Mühe, Zugang zu den in Kunst und Wissenschaft tonangebenden Kreisen zu finden. Seine Biographie nennt unter den Berühmtheiten, mit denen er bekannt wurde, die Namen Hitzig, Chamisso, Gruppe, Kopisch, Alexis, Raupach, Eichendorff, Gaudy, Steffens, Schack, Holtei, Schadow, Gubitz, Kugler und nicht zuletzt Bettina von Arnim, die ihm schließlich auch eine Hauslehrerstelle bei dem Fürsten Katakazy in Athen vermittelte.

Fontane hingegen blieb, ob das nun letzten Endes für ihn von Nachteil oder Nutzen war, ein Autodidakt, dem es versagt war, vom Rang der Universität zu profitieren, die jenen Ehrentitel einer „Stadt der Intelligenz", wenn es denn einer war, am ehesten rechtfertigte. Die prägenden Eindrücke der Gewerbeschulzeit entstammten nicht dem Unterricht, die Lebensumstände behielten die Oberhand, und allem Anschein nach hatten sie bleibende soziale Orientierungen zur Folge. Sie hingen mit der win-

digen Person und den beiden ungleichen, bisher kaum beachteten Wohnungen seines Onkels August zusammen, der sich egal auf wessen Kosten ein angenehmes Leben machte. Fontane wurde zu ihm in Pension gegeben. Er hat das originelle Haus in der Burgstraße 18, wo außer dem Besitzer nur die Fontanes wohnten, eingehend geschildert – nicht ohne (1898) einen Seitenhieb anzubringen auf die „nichtssagenden Patentwohnungen unserer Tage, die wie aus der Schachtel genommenes Fabrikspielzeug wirken“[10] Es handelte sich um eine gute Adresse in der besten Umgebung: „An Sommerabenden lagen wir hier im Fenster und sahen die Spree hinauf und hinunter. Es war mitunter ganz feenhaft, und wer dann von der ‚Prosa Berlins‘, von seiner Trivialität und Häßlichkeit hätte sprechen wollen, der hätte einem leid tun können. In dem leisen Abendnebel stieg nach links hin das Bild des Großen Kurfürsten auf und dahinter das Schleusenwerk des Mühlendamms, gegenüber aber lag das Schloß mit seinem ‚Grünen Hut‘ und seinen hier noch vorhandenen gotischen Giebeln, während in der Spree selbst sich zahllose Lichter spiegelten“[11].

Der Umzug in die Große Hamburger Straße 1835 kam einem sozialen Absturz gleich; Fontane setzte die Kontraste entsprechend scharf gegeneinander: „Trotzdem alles ganz neu war, war alles auch schon wieder halb verfallen, häßlich und gemein, und wie der Bau, so war auch – ein paar Ausnahmen abgerechnet – die gesamte Bewohnerschaft dieser elenden Mietskaserne. Lauter gescheiterte Leute hatten hier, als Trockenwohner, ein billiges Unterkommen gefunden: arme Künstler, noch ärmere Schriftsteller und bankrotte Kaufleute, namentlich aber Bürgermeister und Justizkommissarien aus kleinen Städten, die sich zur Kassenfrage freier als statthaft gestellt hatten. Eine Gesamtgesellschaft, in die, was mir damals glücklicherweise noch ein Geheimnis war, mein entzückender Onkel August – er war wirklich entzückend – durchaus hineingehörte“.

Fontanes Erinnerungen an das Doppelhaus Nr. 30/30 a, wo in seinem Zimmer „das Wasser in langen Rinnen die Wände hinunterlief“[12], scheinen im ganzen zuzutreffen. Von der Bewohnerschaft gewinnt man allerdings aus dem „Adress-Buch für Berlin“ auch dann ein abweichendes Bild, wenn man die Stichhaltigkeit der Angaben zurückhaltend beurteilt. Das Gros der Gesellschaft, die an Buntheit nichts zu wünschen übrig ließ, bestand demnach 1835 aus Handwerkern und Witwen (Witwenschaft erleichterte die Prostitution, die auch in den Memoiren Erwähnung findet). Die Creme bildeten der Hausbesitzer und drei Leutnants, wovon zwei adlig. Der Beamtenschaft lassen sich mit Sicherheit nur drei Postsekretäre zurechnen, statt der Kaufleute begegnen zwei Viktualienhändler, und Literaten oder Künstler fehlen überhaupt. Der einzige Maler war mit Stuben-, nicht mit Leinwänden befaßt.

Anderes, was nahelag, blieb in Fontanes Erinnerung unerwähnt. In fünf Minuten war man am Hamburger Tor, hinter dem sich zur Rechten das Vogtland erstreckte und zur Linken die Wiesekeschen Familienhäuser erhoben. Fontane nahm damals immer öfter Gelegenheit, sich vom Schulbesuch zu dispensieren und „halbe Wochen lang in- und außerhalb der Stadt herumzutreiben“[13].

Das Vogtland, das die berüchtigtste Elendsgegend der Stadt und ein Sammelplatz dunkler Existenzen war, kann ihm nicht entgangen sein. Er wird wohl auch nicht erst durch die progressive Publizistik der vierziger Jahre von den Familienhäusern vernommen haben. Diese Massenquartiere, die eine Vorform der eigentlichen Berliner Mietskasernen darstellten, waren ein öffentlichtes Schreck- und Ärgernis, schon bevor sie durch Gutzkow und Bettina von Arnim zum landesweit bekannten Schulbeispiel für die erbarmungslose Ausbeutung des Pauperismus durch spekulative Unternehmer wurden.[14]

Soviel ist gewiß: Der junge Mann war tiefer, als er nachher wahrhaben wollte, in ein Milieu geraten, das durch seine Bewohner und seine Stadtlage zur Übergangs- und Grauzone zwischen den sozialen Sphären gehörte. Man kann davon ausgehen, daß er damals die elementare Erfahrung einer in Arm und Reich, Besitzende und Habenichtse gespaltenen Gesellschaft machte. Der romanschreibende britische Staatsmann Benjamin Disraeli brachte diese zeiteigene Erfahrung, die jedem Eindringen in die zugrundeliegenden Klassengegensätze vorgelagert war, 1845 auf das Schlagwort „Two nations“[15]. Die zwei Nationen, die es, wie Lenin nachmals feststellte, in jeder modernen Nation gab[16], waren eine Lebenstatsache vor allem der großen Städte, kein theoretisches Konstrukt. Daß Fontane in dieser Spaltung während seiner Schul- und Lehrjahre – ohne einen Begriff von den modernen Klassenkämpfen in Frankreich und ihren ideologischen Reflexen – den zur Kollision drängenden sozialen Antagonismus wahrgenommen hätte, ist undenkbar. Auf die Tatsache selbst ging er allerdings zu einem erstaunlich frühen Zeitpunkt ein. Ganz unter dem frischen Eindruck sozialistischer Ideen, deren Aneignung in Deutschland gerade in Gang kam, wollte er 1843 den englischen Arbeiterdichter John Prince bekanntmachen. Um dessen Milieu zu veranschaulichen, nimmt der Erzähler seinen Leser beim Arm und geleitet ihn aus einer pfingstlich lachenden Natur, vorüber an den Palästen des Reichtums, in die Not und Finsternis, die in den Arbeitervierteln der Industriestadt Manchester herrschen.[17] Daran ist weniger das literarische Klischee bemerkenswert als der Umstand, daß Fontane von einer persönlichen Kenntnis solcher Verhältnisse aus seiner Berliner Nachbarschaft weder jetzt noch später etwas durchblicken ließ. Man gewinnt den – durch andere Beobachtungen bekräftigten – Eindruck, daß es ihm suspekt erschien, in eigener Person mit jener zweiten Nation in Verbindung gebracht zu werden, die sich jenseits des dritten Standes und des Hamburger Tores konzentrierte. Dazu paßt es, daß er dem Spandauer Viertel, wo die Große Hamburger Straße lag, ein für allemal den Rücken kehrte, als er sechzehnjährig die Gewerbeschule verließ; die vier Berliner Apotheken, in denen er gearbeitet und gehaust hat, und die vielen Wohnungen, die er bezog und wieder wechselte, liegen sämtlich in anderen Teilen der Stadt.[18]

In Fontanes Memoiren setzt sich das Personal des Mietshauses, wohin er mit seinem Onkel August verschlagen wurde, aus lauter Deklassierten zusammen. So entspricht es zwar nicht den Tatsachen, aber desto mehr der Form, in der er selbst während seiner Jugend von den sozialen Gegensätzen betroffen wurde. Er war in Person vom Verlust des gesell-

schaftlichen Status bedroht, der ihm nach seiner Herkunft aus einer Honoratiorenfamilie und nach seinen höheren geistigen Interessen bestimmt schien, dem jedoch durch seine ungesicherte, kümmerliche und zeitweise verzweifelte Einkommenslage der Boden entzogen wurde. Ob er wirklich Gefahr lief, in eine Bohemeexistenz abzugleiten, wie er im Alter meinte, ist umstritten. Daß er in einer subalternen, abhängigen Stellung steckenzubleiben drohte, steht außer Zweifel; diese Gefahr vermochte er erst in den fünfziger Jahren, als sich auch seine materiellen Verhältnisse stabilisierten, endgültig abzuwenden. Bis dahin behalf er sich die längste Zeit mit einem Doppelleben, dessen größeren Teil der Apothekerberuf in Anspruch nahm. Zu diesem Beruf trat er in ein vollkommen entfremdetes Verhältnis, ohne deshalb seine Arbeitsaufgaben zu vernachlässigen. Außer dem Broterwerb hielt ihn darin nur die trügerische Absicht fest, den Sprung in eine gesicherte, selbständige und letzten Endes standesgemäße Existenz zu schaffen, die mit dem Erwerb einer Apotheke verbunden war. Aber er hatte schon während des verbummelten letzten Schuljahres einen Bezirk entdeckt, wo er sich für die tagtägliche Entwertung seiner Person und seiner Tätigkeit schadlos halten konnte. Hatte er den Vormittag im Grunewald oder in Tegel zugebracht, was er später im Scherz zum Beginn seiner märkischen Wanderungen erklärte, so wurde der Nachmittag höheren Zwecken gewidmet.

Zugänge zum literarischen Leben im Vormärz

„An der Ecke der Schönhauser- und Weinmeisterstraße, will also sagen an einer Stelle, wohin Direktor Klöden und die gesamte Lehrerschaft nie kommen konnten, lag die Konditorei meines Freundes Anthieny, der der Stehely jener von der Kultur noch unberührten Ost-Nord-Ostgegenden war. Da trank ich denn, nachdem ich vorher einen Wall klassisch-zeitgenössischer Literatur: den ‚Beobachter an der Spree', den ‚Freimütigen', den ‚Gesellschafter' und vor allem mein Leib- und Magenblatt, den ‚Berliner Figaro', um mich her aufgetürmt hatte, meinen Kaffee. Selige Stunden"[19].

Wie es scheint, genoß der jugendliche Kaffeegast außer seinem Getränk und den ausliegenden Journalen auch die Respektierung durch seinen „Freund Anthieny". Welche Stelle derselbe (Münzstraße 23) unter den 98 Unternehmungen einnahm, die auf die Bezeichnung Konditorei Anspruch machten, ist nicht klar; von Stehely am Gendarmenmarkt, der mit vier oder fünf anderen die Spitze hielt, reichte die Stufenleiter hinab bis zum Kellerloch. Aber aus Fontanes Skizze „Cafés von heut und Konditoreien von ehemals", die das pittoreske Erscheinungsbild und den kordialen Umgangston bei Fiocati, „einem italienischen Konditor alten Stils und dritten Ranges"[20] wiedergibt, kann man ersehen, was ihm damals akzeptabel erschien. Gleichgültig auf welcher Rangstufe, verfügten diese Lokale, die im Berlin der dreißiger und vierziger Jahre eine Institution darstellten, über zwei charakteristische Eigenschaften. Für ihre Besucher hielten sie Erzeugnisse der periodischen Presse bereit, und der Name wies den Besitzer als einen jenen Zuwanderer aus, die – vornehmlich aus der

Schweiz oder, wie 1834 Kranzler, aus Österreich kommend – die Berliner in den Genuß der höheren Back- und Naschkünste brachten, welche sie bis dahin entbehrt hatten.

Fontane fand hier Zugang zu einer Welt, wo er sich auch unter den dürftigsten Umständen seinen Existenzbedingungen enthoben fühlte und sein Selbstwertgefühl nicht verleugnen mußte. Als junger Apotheker ist er in den Konditoreien heimisch gewesen, deren Verkehrsformen sich sehr von denen der Salons unterschieden, die regelmäßig einen geselligen Kreis um die Dame oder den Herrn des Hauses versammelten. Allerdings hatten auch die großen Konditoreien ihr eigenes Publikum, das den Ton angab und es Außenseitern schwer machte. Die Konditorei Kranzler Ecke Friedrichstraße/Unter den Linden, die der ältere Fontane nicht ungern besuchte, wäre für den jüngeren schon aus diesem Grunde nicht in Frage gekommen, denn dort verkehrte in Gardeuniform und Zivil die feudale Jeunesse dorée. Ihn zog es in die Stehelysche Konditorei „mit ihrer von Literatur, Politik und Philosophie geschwängerten Atmosphäre“[21]. Natürlich war keine Rede von einem Vordringen in den Kreis der Stammgäste oder gar ins legendäre „Rote Zimmer“, das seinen Ruf den Wortführern der intellektuellen Opposition verdankte, die dort Zutritt hatten. Doch obwohl er am Rande blieb, partizipierte Fontane an der rudimentären Öffentlichkeit, die von der Lektüre der außerpreußischen Presse zehrte und sich – unter den Augen der Polizeispitzel – bei Stehely am ungeniertesten regte. Das Lokal behauptete auch insofern die Spitze unter den Berliner Konditoreien, von denen der radikale Publizist Friedrich Saß 1846 in seiner sozialanalytischen Stadtbeschreibung eine Typologie gegeben hat. Er sah sie im ganzen mit Skepsis an. „Sie sind eben die einzigen Orte, in denen das blasierte Berlin den Schein eines öffentlichen Lebens zeigt und in denen sich die verwickelten Knäuel der Gesellschaft gruppieren. Jedes Ereignis, sei es von lokaler oder allgemeiner Bedeutung, erschüttert den Resonanzboden der Berliner Konditoreien. Sie sind zwar nur ein trauriger Notbehelf für eine großartigere, tiefer ausgehende Öffentlichkeit, für die Befreiung von der bürokratischen Bevormundung und der egoistischen Absonderung des Klassenwesens; aber solange kein energischer, gewaltiger Umschwung unsere ganze Gesellschaft und namentlich das versauernde Berlinertum durchschüttelt, solange wird eben dieses in dem ausgebildeten System seiner Konditoreien seine volle Befriedigung finden und sich in ihnen auf der höchsten Höhe der Zeitbildung wähnen“[22].

Fontane war keine Ausnahme. Er verließ Stehely, wie er sich erinnerte, immer mit dem Gefühl, sich „eine Stunde lang, an einer geweihten Stätte befunden zu haben“[23].

Die Absonderung der privaten von der beruflichen Existenz, in die er sich Anfang der vierziger Jahre hineinlebte, betraf jedoch vor allem den persönlichen Umgang. Er bewegte sich meist unter Studenten, angehenden Literaten und dilettierenden Poeten. Um sich unter ihnen zu behaupten, standen ihm sein gewinnendes, lebhaftes Naturell zu Gebote, seine literarischen Interessen und sein poetisches Talent. Unter diesen Umständen ergriff der seiner Arbeit innerlich entfremdete Apotheker die – wie man

es genannt hat – „Literatur als Alternative“[24]. Daß ein halbwegs gebildeter junger Mann Gedichte verfaßte, war in Fontanes Jugend gang und gäbe und wollte für seine Zukunft nichts besagen. Aber für diesen jungen Mann, der seinen Platz hinter dem Rezeptier- und Ladentisch hatte, erwies sich Poesie als das einzige Mittel, um seine „gesellschaftlichen Defizite“[25] und die Prosa des Alltags zu kompensieren. Er hatte genügend Anlaß, die Kunst ins Zentrum seiner Anstrengungen und seines anderen, eigentlichen Lebens zu stellen.

Die Erinnerungen, die Fontane in „Von zwanzig bis dreißig“ festgehalten hat, beziehen sich zu mehr als der Hälfte auf die literarischen Vereinigungen, an die er seit 1840 Anschluß fand, und auf die Menschen und Schicksale, mit denen er dadurch in Berührung kam. Die Vereinigungen waren sein Zugang zum literarischen Leben. Sie erlangten einen ganz ungewöhnlichen, nur aus seiner besonderen Lage erklärlichen Einfluß auf seine Entwicklung. Die Bedeutung der Publikationsorgane, bei denen er mehr oder weniger vereinzelt seine Arbeiten unterbrachte, konnte sich damit nicht entfernt vergleichen.

Zwanglose „Dichtergesellschaften“[26] waren im Vor- und Nachmärz verbreitet. Sie rekrutierten sich vorwiegend aus den ungezählten „Poetae minores“, aber auch namhafte Autoren waren an ihnen beteiligt. Nicht selten legte man sich einen kuriosen Namen zu – in Wien gab es die „Ludlamshöhle“, die Franz Grillparzer unter ihren Mitgliedern hatte und, obwohl 1826 polizeilich aufgelöst, andernorts ähnliche Verbindungen nach sich zog; in Bonn versammelte später Gottfried Kinkel seinen „Maikäferbund“ um sich. Selbstironie war eine häufige Begleiterin bei dem vorwiegend geselligen Treiben, ohne daß darum die ernsthaften Absichten leiden mußten. In Berlin, wo die literarischen Gesellschaften Tradition hatten, florierte diese Art der Gruppenbildung, über die in ihrer Erscheinungsbreite zu wenig bekannt ist. So weiß man von einem Platen-Verein und einem Lenau-Verein, die sonst folgenlos blieben, nur aus den Mitteilungen Fontanes, der ihnen 1840 für kurze Zeit angehörte. Dort herrschte das studentische Element; Kneipereien schlossen sich zumindest im Lenau-Verein dem lyrischen Wettstreit an, der auf den wöchentlichen Zusammenkünften ausgetragen wurde. Ob es ganz so harmlos herging, wie Fontane berichtet, ist nicht zu erkennen. Seine Darstellung entspricht dem Bild mangelnder politischer Bewegung und Reife in einer argwöhnisch überwachten Stadt, das Berlin vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bot.

Studentische Vereinigungen dieser Art waren, wie ein Blick nach Breslau oder anderen Universitätsstädten zeigt, nichts Ungewöhnliches; die von den Behörden unterdrückten Bestrebungen zur Organisierung der Studentenschaft und zur Durchsetzung freiheitlicher Forderungen im akademischen und staatlichen Leben fanden in ihnen geeignete Kristallisationsmöglichkeiten vor. Fontane hat verschleiert, daß eine dritte studentische Vereinigung, zu der er während der auf seine Lehrzeit folgenden Wanderjahre in enger Verbindung stand, von derartigen Bestrebungen durchdrungen war. Sie hatte ihren Sitz in Leipzig, wo er 1841 eine Stellung als Apothekengehilfe antrat. Was er – nach dem Leitstern, der soeben

am poetisch-politischen Horizont dieser Jugend aufgegangen war – den Leipziger Herwegh-Klub nannte, ähnelt den beiden Berliner Gruppen nur in seiner späteren Darstellung. In Wahrheit handelte es sich um einen Kreis der illegalen studentischen Progreßbewegung, der sich rasch radikalisierte und schon 1843 zerschlagen wurde.[27]

Falls Fontane einen Gegensatz zu Berlin gesucht hatte, dann war die Wahl Leipzigs glücklich. Es wehte da ein liberalerer Geist; die Zensur, die Sache der Universität war, urteilte nachsichtiger; man berichtete als verbürgt, daß der mit ihr beauftragte Professor sie nicht selten in die Hände seiner Tochter legte. Oppositionelle Literaten hatten hier Aussicht auf Unterkommen und Betätigung. Darum war der Ort den Führungsmächten der Heiligen Allianz auch bald ein Dorn im Auge. Ein österreichischer Geheimbericht machte für den höchst mißliebigen Zustand der Gegenwartsliteratur geradezu deren Kommerzialisierung verantwortlich und erklärte: „Namentlich trägt der Stapelplatz des deutschen Buchhandels und das Hauptquartier des deutschen Literatenwesens, L e i p z i g, die größte Schuld an diesem Verderben. In dieser Stadt von 50 000 Einwohnern befinden sich an 240 Buchhandlungen, eine ganze Legion von Literaten, und erscheint eine Unzahl von Zeitschriften. Hier ist das Proletariat des deutschen Schriftstellertums und das Patrizitat des Buchhandels".[28] Es war kein Zufall, daß Fontane in Leipzig in die liberale, demokratische, sozialistische Positionsbildung einbezogen wurde, und daß ihm hier zum ersten Male die Kontaktaufnahme mit dem literarischen Betrieb gelang, wenn auch nicht die Verwirklichung des Gedankens, darin als Redakteur Fuß zu fassen und seinem Doppelleben so ein Ende zu machen.

Am nachhaltigsten hat sich jedoch eine Denkrichtung ausgewirkt, zu der sich der preußische Zuwanderer gedrängt sah: Er hat seitdem nicht wieder aufgehört, die Heimat in nationalen und internationalen Perspektiven zu betrachten und das eigene Land, die eigene Stadt zur Fremde in Vergleich zu setzen. Auf diese Fähigkeit, die zu den wesentlichen Voraussetzungen seiner Entwicklung und seines Realismus zählt, hielt er sich mit Recht etwas zugute. In Sachsens wohlhabendem alten Handels- und Bildungszentrum gingen ihm die Augen auf über „unser gutes Berlin, das mir von allen echten Berlinern immer als der Inbegriff städtischer Schönheit geschildert worden war. Und nun! Welcher Zusammenbruch. Es gereicht mir noch in diesem Augenblick zu einer gewissen Eitelkeitsbefriedigung, daß mein künstlerisches Gefühl angesichts des Neuen oder richtiger des Alten, was ich da sah, sofort gegen das Dogma vom ‚schönen Berlin' revoltierte und instinktiv weghatte, daß Städteschönheit was anderes ist als grade Straßen und breite Plätze mit aus der Schachtel genommenen Häusern und Bäumen. Ein paar Ausnahmehäuser, hinter denen ein ausländischer Meister und ein königlicher Wille steckt, können das Ganze nicht retten"[29].

Fontane faßte für immer in Berlin Fuß, als er 1844 zum Militärdienst zurückkehrte. Inzwischen hatte er noch in Dresden und bei seinem Vater auf dem Lande als Apotheker gearbeitet. Die Folgen dieser Rückkehr standen denen aus seinem ersten Aufenthalt nicht nach. Er war, als er wiederkam, ein Vormärzdichter, und kein ganz unbedeutender. Dagegen

ist er zu keiner Zeit ein Vormärzliterat im vollen Sinne gewesen, so daß man besser auf die Bezeichnung verzichtet, mit der sein Existenzproblem verdunkelt wird. Er hatte allerdings, und darauf ist Wert zu legen, in Leipzig den Weg dahin eingeschlagen. Die Versuche, die er mit einem ersten Roman, mit Korrespondenzen und Übersetzungen unternahm, zeigten ihn um eine marktfähige schriftstellerische Produktion bemüht, und wenngleich die Verwirklichung unterblieb, so trug er sich doch ernsthaft mit der Absicht, den Dienst an der Poesie mit der Arbeit in der Presse zum Brotberuf des Literaten zu verbinden.

Diese aussichtsreiche Entwicklung fand in Berlin keine Fortsetzung. Die raschen Fortschritte, die der Dichter und Übersetzer auf dem Feld der Ballade erzielte, waren durch eine Spezialisierung und ein Poesieverständnis erkauft, die hinter den Leipziger Standard zurückführten. Der „vaterländische Dichter" Fontane – vaterländisch in der Bedeutung des preußisch Partikulären – setzte sich, wenn auch nicht ohne weiteres, gegen den Vormärzdichter gleichen Namens durch.

Zu diesem Rollenwechsel hat der „Tunnel über der Spree" das meiste beigetragen. Der „Tunnel" gehört einer Literaturgeschichte der großen Bewegungen, Namen und Schriften bloß wegen dieses biographischen Faktums an. Er wirft Licht auf das literarische Berlin im zweiten Drittel des Jahrhunderts, daß er dennoch daraus nicht wegzudenken ist, obwohl er die Öffentlichkeit lange Zeit geradezu ängstlich gemieden und ferngehalten hat. Soziologisch und kommunikationsgeschichtlich war der „Literarische Sonntagsverein" eine Merkwürdigkeit und in vielem anachronistisch. Darüber ist man außer durch Fontanes ausführliche Darstellungen durch das umfangreiche, wohlgeordnete Archiv unterrichtet, das der „Tunnel" 1898 hinterlassen hat; allein von der Hand Fontanes finden sich fast hundert Sitzungsprotokolle. 1843 als Gast eingeführt durch Bernhard von Lepel, einen Platen-Epigonen, der als Offizier bei den Kaiser-Franz-Gardegrenadieren stand und sein Vorgesetzter und engster Freund wurde, war er unter seinem Vereinsnamen Lafontaine eines der eifrigsten Mitglieder. Er hat diese Hingabe einleuchtend erklärt: „Es kommt nun darauf an, daß einen das Leben, in Gemäßheit der von einem vertretenen Spezialität, richtig einrangiert. So kam es, daß ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamtstellung, doch jeden Sonntag nachmittag von vier bis sechs richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. Dort machte man einen kleinen Gott aus mir. Und das hielt mich".[30] Wenn man aus Fontanes Worten wieder nur eine „gewisse Eitelkeitsbefriedigung"[31] herauslesen wollte, wäre er mißverstanden. Denn ebenso ist von seinen Deklassierungsnöten und dem entfremdeten Verhältnis zum Apothekerberuf die Rede, die der Hauptgrund waren, daß die Tunnelmitgliedschaft bis zur Märzrevolution für ihn zum Lebensinhalt werden konnte. Im Verein verkehrte Lafontaine auf gleichem Fuße mit Schenkendorf, Spinoza, Immermann, mit Cook und Cocceji, die im bürgerlichen Dasein v. Lepel, Löwenstein, v. Merckel, Scherenberg und v. Mühler hießen und den Aufgaben eines Offiziers, eines Gerichts- oder Regierungsassessors, Zeitungsmannes oder Dichters nachgingen. Mancher hat es bis zur Exzellenz gebracht.

Die Gleichstellung zwischen den Herren des Sonntagsvereins hob Fontanes Unterprivilegiertheit natürlich nicht auf, aber die Bedingungen des „Tunnels" erlaubten ihm, sie wettzumachen. Er befand sich zunächst in einer Ausnahmesituation. Unter den 57 Mitgliedern, die er für seine aktive Zeit, die bis etwa 1860 reichte, als nennenswert betrachtete, findet sich sonst kaum jemand, der nach Herkunft oder Beruf und Bildung im „Tunnel" nicht von vornherein an seinem Platze gewesen wäre; es sind alles studierte Leute oder Militärs oder – in bezeichnender Unterscheidung – „Dichter, Berufsschriftsteller, Künstler"[32]. Dieser Kreis war den Standesansprüchen und poetischen Passionen nach, die Fontane mitbrachte, wie für ihn geschaffen. Er ist in seinen Einstellungen dauerhaft davon geprägt worden, daß es ihm gelang, gestützt auf wenig mehr als seine Persönlichkeit und sein Talent, sich rasch die Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit zu erwerben. Das war der Grund, weshalb er zum „Tunnel" in existenzielle und partiell unentfremdete Beziehungen treten konnte, obwohl der Verein „an vielen Sonntagen nichts weiter [war] als ein Rauch- und Kaffeesalon, darin, während Kellner auf und ab gingen, etwas Beliebiges vorgelesen wurde".[33]

Im „Tunnel über der Spree" organisierte sich mit Eulenspiegel als Schutzheiligem und mit Hilfe eines Statuts von 130 ernsthaften Paragraphen eine interne Öffentlichkeit, die vom Literaturmarkt und den drucktechnischen Medien trotz vieler Querverbindungen unabhängig war. Die Autoren trugen aus dem Manuskript vor, das Auditorium reagierte spontan und schritt sogleich zur Meinungsbildung; jeder war Publikum, und jeder konnte Autor sein. Diese Kommunikationsbeziehungen bewahrten den Vorzug der Unmittelbarkeit, stuften jedoch die Literatur oder besser die Poesie aus einer vorrangig gesellschaftlichen zu einer vorrangig geselligen Angelegenheit zurück. Das leistete dem Dilettantismus und der Lebensferne Vorschub, die sich in den ästhetischen Überzeugungen und den dichterischen Produkten des Vereins breitmachten und ihm schon von den Zeitgenossen zur Last gelegt wurden. Das politisch-ideologische Preußentum der tonangebenden Kräfte war in dem vorherrschenden Konservatismus des „Tunnels" nur ein Moment neben anderen.

Dies vorausgesetzt, kann man zwei kritischen Punkten des Vereinslebens mit historischem Verständnis begegnen. Indem er sich satzungsgemäß, wenn auch nicht immer streng die religiöse und politische Debatte verbot, sorgte er für seinen Bestand; ohne diese Enthaltsamkeit, die dem inneren Frieden diente, wären vermutlich die „Tunnel"-Sonntage auch polizeilicherseits gezählt gewesen. 1848 stand er ohnedies vor dem Zusammenbruch, um im Nachmärz neuen Aufschwung zu nehmen. Und an den vielen Dilettanten bleibt neben dem literarischen „Konventionalismus"[34], den sie in den „Tunnel" hineintrugen, ein kultureller Standard bemerkenswert, der seitdem nicht allein unter preußischen Ministerialbeamten und Gardeoffizieren verlorengegangen ist; er schloß mit einer gewissen Selbstverständlichkeit die produktive und rezeptive, um Sachverstand und Urteilsfähigkeit bemühte Betätigung künstlerischer Neigungen ein.

Fontanes Eingliederung in den „Tunnel", von dem persönliche Verbindungen zu Regierungsstellen und zum Hofe liefen, versetzte ihn in den

Schoß der herrschenden Kultur und in ein gesellschaftlich integriertes literarisches Treiben, das dem literarischen Betrieb, dem er sich in Leipzig genähert hatte, in wesentlichen Zielen und Formen entgegenstand. Im Sonntagsverein erwarb er sich das Recht auf „die tief innere Überzeugung, daß ich einen Vers schreiben kann", und bekannte sich zugleich zu der Meinung, daß er aus seiner Kunst keinen Beruf machen dürfe: ein Dichter müsse „allemal Dilettant sein und bleiben; sowie der Fall mit der melkenden Kuh eintritt, ist es mit der Poesie Matthäi am letzten"[35].

Artikelschreiben und Büchermachen nach der Märzrevolution

So kam zwar der Enthusiasmus überraschend, mit dem er sich 1848 in die revolutionäre Bewegung stürzte, nachdem er jahrelang zur „Tunnelaristokratie, sowohl der Geburt wie des Geistes"[36] gehalten hatte und erfolgreich mit seinen Liedern auf den Alten Dessauer, auf Derfflinger, Zieten und andere preußische Feldherrn hervorgetreten war. (Das Berliner Theater spielte in seinem Leben zum erstenmal am 18. März eine außergewöhnliche Rolle, als er mit der Menge ins Königstädtische Thater am Alexanderplatz eindrang, sich bewaffnete und hinter die Barrikade trat, die man aus den Kulissen errichtet hatte.) Nicht überraschen konnten hingegen das Zögern und die Halbherzigkeit, mit denen er 1849 zur Pressearbeit überwechselte. Als er sich im entscheidenden Moment an Lepel wandte und vergebens den gewohnten ironischen Ton anschlug, um sich über den verzweifelten Ernst seiner Überlegungen hinwegzuhelfen, erscheint sie als ein untergeordneter Broterwerb wie andere auch:

„400 Taler, worauf mit Recht der Spruch erfunden ist: ‚Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel', ersehne ich nun schon seit Jahr und Tag, und obschon ich gar nicht wählerisch bin, obschon ich all und jede Subalternstellung, die nicht besondre Fachkenntnis erheischt, mit Freuden annehmen würde, dennoch ist es nicht möglich, auch nur ein solches Minimum zu ergattern. Es gibt mehr denn 2 Dutzend Posten, zu denen ich nicht schlechter wie andre Menschenkinder zu verwenden wäre. Geschäftsführer einer Apotheke, Eisenbahnbeamter, Sekretär, Kalkulator, Registrator, Lehrer in Chemie, Geographie und Geschichte, Konstabler-Wachtmeister, Redakteur einer gesinnungslosen Zeitschrift, ministerieller Zeitungsleser und Berichterstatter, Billeteur eines Theaters, Bücher-Croupier in der Königl. Bibliothek und noch hundert andre könnt ich so gut werden wie alle die Hinze und Kunze, denen das Glück des Lebens, in Gestalt von 400 Talern, so reichlich zufließt. Sage mir, Lepel, woran liegt es?"[37]

Fontane begann anschließend, ein radikales Dresdner Blatt mit demokratischen Korrespondenzen aus Berlin zu versorgen. Aber er hatte den „ministerielle(n) Zeitungsleser und Berichterstatter" schon im Auge, der Wirklichkeit wurde, als nach seiner Heirat die persönliche Zwangslage hoffnungslos erschien. Seine revolutionäre Wendung wurde zugunsten eines qual- und schamvollen Arrangements mit dem konterrevolutionären Staatsapparat zurückgenommen. Dank der Protektion des Tunnelgefähr-

ten Wilhelm von Merckel fand Fontane 1850 im preußischen Pressedienst Verwendung, wo er sich – mit beträchtlichen Unterbrechungen und notdürftigen Rückgriffen auf andere Erwerbsquellen – bis Ende der fünfziger Jahre halten und trotz ständiger Schwierigkeiten hocharbeiten konnte.

Die Niederlage der Revolution von 1848/49, die in ungezählten Biographien einen Einschnitt, Knick oder Bruch hinterlassen hat, zog auch in Fontanes Fall eine praktische Neuorientierung nach sich, deren Auswirkungen früher oder später auf seine gesamte Lebenstätigkeit übergriffen. Das Büchermachen und Artikelschreiben fing jetzt an, die Verfertigung poetischer Gebilde zu verdrängen, und die materiellen Existenzgrundlagen wurden von nun an vier Jahrzehnte lang durch feste journalistische Arbeitsverhältnisse gesichert, die er mit zentralen Macht- und Publikationsorganen der in Preußen herrschenden Klassen einging. Um nur das Wichtigste anzuführen: Erst neben, dann an die Stelle der englisch-schottischen Balladen, auf die er sich im „Tunnel" verlegt hatte, traten in den fünfziger Jahren die Korrespondenzen, die der Presseagent des Ministeriums Manteuffel aus London schickte, und die Reisebücher, die er daraus herstellte; die „Männer und Helden" der preußischen Geschichte wurden nicht länger besungen, sondern seit 1859 in der historischen Landschaft der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" aufgesucht; umfangreiche Darstellungen der siegreichen Kriege gegen Dänemark 1864, Österreich 1866, Frankreich 1870/71 nahmen bis Mitte der siebziger Jahre die beste Arbeitskraft in Anspruch. Die Folge war, daß sich seine Position innerhalb des literarischen Berlin grundlegend veränderte, während die Stadt definitiv zum Zentrum seiner bürgerlichen Existenz wurde. Beide Vorgänge gelangten an der Wende der fünfziger Jahre zu einem vorläufigen Abschluß, der zugleich einen Neubeginn darstellte.

Über den „Tunnel", der ihn 1850 zu seinem Sekretär wählte und ihm noch 1859, nach der Rückkehr aus England, die Würde des Vorsitzenden, des „Angebeteten Hauptes" übertrug, wuchs er in diesem Jahrzehnt zusehends hinaus. Er fand sich mit einem Personenkreis zusammen, der nach der Revolution neu in den Verein gekommen war, aber nicht recht darin aufging; im Hause des Kunsthistorikers Franz Kugler und seiner Frau Clara hatte er seinen Mittelpunkt. Kugler, ein Gelehrter von Rang, war vortragender Rat im Kultusministerium; er hatte eine Tochter Julius Hitzigs geheiratet, des Juristen und Schriftstellers, der einst die literarische „Mittwochsgesellschaft" gegründet hatte und ein Freund E. T. A. Hoffmanns und Adelbert von Chamissos gewesen ist; im anspruchsvollen Kreis der Kuglers ist unter der gutbürgerlich familiären Erscheinungsform noch der späte Abkömmling romantischer Salonkultur zu erkennen, die in der Stadt geblüht hatte. Wer hier verkehrte, hatte sich meistens nicht bloß durch ein Bändchen Gedichte legitimiert. er hatte die Beschäftigung mit den schönen Künsten, den bildenden noch mehr als der Literatur, zu seinem Beruf gemacht: Friedrich Eggers, der Herausgeber des „Kunstblatts", der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, der Architekt Richard Lucae – alles waren Männer, die wie der berühmte Jacob Burckhardt über kurz oder lang zu Namen und Einfluß gelangten. Fontane bereitete den Polter-

abend vor, als der blutjunge, viel bewunderte Paul Heyse, mit dem er sich damals befreundete, Kuglers schöne Tochter heiratete, und schloß mit Theodor Storm nahe Bekanntschaft, der ebenfalls in diesem Kreis Aufnahme fand.

Von hier kamen auch die meisten Teilnehmer am sogenannten „Rütli", einem Seitenzweig des „Tunnels", den Friedrich Eggers 1852 ins Leben gerufen hatte. Es waren die produktivsten Kräfte, die in der Neugründung, die mehr einer Freundesrunde glich als einem regelrechten Verein, unter sich sein wollten. Auch Adolph Menzel gehörte zu ihnen. Daß man – im Gegensatz zur Publizitätsscheu des „Tunnels" – mit einem Jahrbuch an die Öffentlichkeit trat, kann als Signal der Umorientierung verstanden werden.

Für Fontane, der sich im „Rütli" noch jahrzehntelang zu Hause fühlte, hatte damit die allmähliche Ausgliederung aus dem Sonntagsverein begonnen. Die Praxis geselliger Hervorbringung, auf deren Vorzüge Fontane sehr ungern verzichtete, blieb im „Rütli" zunächst erhalten und wurde in höherem Maße produktionsdienlich gemacht. In seiner Londoner Isolierung erinnerte er sich wehmütig daran: „Von dem Einfluß, den es hat, wenn man an einem Stiftungsfeste vor 120 Menschen ein Gedicht vorliest, das e i n s c h l ä g t, von diesem und ähnlichen Einflüssen, die gewiß ebenso wohltätig wie unbestreitbar sind, will ich nicht sprechen; ich will eine Prosaarbeit herausgreifen und daran meine Bemerkungen knüpfen. Vor ohngefähr vier Jahren schrieb ich eine Kritik über Scherenberg. Vorverhandlungen im Rütli. Vorlesung der Kritik; Kritik über die Kritik. Änderungen. Vorlesung der veränderten Arbeit in einer Ellora-Sitzung. Nochmals Rütli-Debatte. Druck. Briefliche (für den Druck bestimmte) Erwiderung Paul Heyses auf einzelne Sätze meiner Kritik etc. Diese W i c h t i g k e i t, mit der die ganze Angelegenheit behandelt wurde, mochte, namentlich in Erwägung der 300 Abonnenten, etwas Lächerliches haben, aber gleichviel, ob lächerlich, ob nicht, der Reiz alles Schreibens liegt nun mal darin, daß sich der Schreiber an bestimmte Persönlichkeiten wendet, d. h. an Eggers oder Merckel oder Lübke denkt, und nicht das gestaltlose Publikum, das nicht lacht, nicht weint, nicht lobt, nicht tadelt, wie eine dicke Wolke vor Augen hat".[38]

Das eigentümliche, doch von Fall zu Fall differenzierende Spannungsverhältnis zum literarischen Markt und seiner anonymen Öffentlichkeit, das für die jeweilige literarische Vereinigung kennzeichnend war, kam hier noch einmal klar zum Ausdruck. Jedoch verhehlte sich Fontane nicht lange, daß das „Rütli" gerade im entscheidenden Punkt hinter den wachsenden Ansprüchen zurückblieb, die er an diese Gruppe stellte, welche „eine Gesellschaft von Männern und nicht eine literarische Studentenverbindung"[39] sein wollte. Das Labile und Anachronistische daran blieb ihm nicht verborgen, so daß er Merckel erklären konnte: „Sie sagen mit Recht, dem gegenwärtigen Rütli fehlt ein Mittelpunkt, man kocht, man trinkt, man spricht, man unterhält sich, aber die Sache hat keinen rechten Zweck. Sie fragen weiter: wie ist dem abzuhelfen? Meine Antwort ist trostlos genug; sie lautet: ich sehe keine Hülfe, wenn Gott nicht vorhat (was ich bezweifle), innerhalb unsres Kreises Wunder zu tun. Den üblichen

Blattgründungsplan, womit man in solchen Nöten gemeinhin so rasch bei der Hand ist wie mit Chinin, wenn einer das Fieber hat, verwerfe ich mit fester Überzeugung, weil kein Blatt bestehen kann, das auf literarische Amateurschaft angewiesen ist".[40]

Fontane hatte es natürlich schwer, sich von der mangelnden Produktivität der Berliner literarischen Verhältnisse zu überzeugen, aus denen er hervorgegangen war, oder zu bemerken, daß das „Rütli" insofern weniger eine Ausnahme als vielmehr den Bestandteil eines unbefriedigenden Gesamtzustands bildete. Sein antipodischer Altersgenosse Gottfried Keller, der in der norddeutschen Residenz zwischen 1851 und 1855 die höchste Entfaltung seiner schöpferischen Kräfte erlebte und mit dem Städtchen Seldwyla hier seine schweizerischste Erfindung machte, litt nicht unter solchen Befangenheiten. Ein vorübergehender Aufenthalt in Berlin, so befand der Sohn des freien Zürich, sei auch für „künstlerische und andere Seiltänzernaturen" gut, während ein dauernder zur Impotenz führe, und dies nicht bloß wegen der „verfluchte(n) Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen". Ihm wird das Alpenland vor Augen gestanden haben, als er feststellte: „Die märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im ganzen ist sie doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf nehmen muß, um in den Sand hineinzuwaten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domiziliert haben, und sie stimmen alle ein und schimpfen womöglich noch mehr als ich; aber keiner weicht vom Fleck, lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen".[41]

Märkische Heide und märkischer Sand müssen seit Fontanes „Wanderungen" nicht mehr in Schutz genommen werden. Es läßt sich auch an den Weggang des alteingesessenen Berliners Willibald Alexis erinnern, der 1852 nach Arnstadt übersiedelte, an Melchior Meyr, der nach langem Aufenthalt im selben Jahr nach Süddeutschland zurückkehrte, oder an Heyse, der 1854 einem Ruf nach München folgte. Aber in der Hauptsache ist Keller schwer zu widersprechen. Das Mißverhältnis zwischen der literarischen Betriebsamkeit und den künstlerischen Ergebnissen blieb auch während der fünfziger Jahre eklatant, und das Wenige, was in der Stadt über den Tag hinaus an Bemerkenswertem hervorgebracht wurde, stammte tatsächlich von Autoren, die sich hier nur zeitweilig aufhielten. Die Literaturgeschichte nennt außer Keller selbst nur den unbekannten Anfänger Wilhelm Raabe, der von seinen beiden Berliner Studienjahren schon nach Wolffenbüttel zurückgekehrt war, als 1856 die „Chronik der Sperlingsgasse" herauskam. Es vervollständigt nur das Bild, wenn die Stadt unter den lokalen Zentren, zwischen denen die Debatte um den zeitgenössischen Realismus ausgetragen wurde, nicht genannt wird.[42] Auf engem Raum war hier für die Zeitgenossen das „unegale Verhältnis der Entwicklung der materiellen Produktion, z. B. zur künstlerischen"[43], mit Händen zu greifen, und ebenso die Ungleichmäßigkeit in der Entwicklung der verschiedenen Kunstzweige. Karl Gutzkow, der in der Stadt aufgewachsen war, berichtete 1854 nach einem Besuch:

„Die Zunahme Berlins an Straßen, Häusern, Menschen, industriellen Unternehmungen aller Art ist außerordentlich. Auf Stellen, wo ich mich entsinne, mit Gespielen im Grase gelegen und an einer Drachenschnur gebändelt zu haben, sitzt man jetzt mit irgendeiner Dame des Hauses, trinkt Tee und unterhält sich über eine wissenschaftliche Vorlesung von der Singakademie her. Wo sonst die blaue Kornblume im Felde blühte, stehen jetzt großmächtige Häuser mit himmelhohen geschwärzten Schornsteinen. Die Fabrik- und Gewerbetätigkeit Berlins ist unglaublich. Bewunderung erregt es z. B., einen von der Natur und vom Glück begünstigten Kopf, den Maschinenbauer Borsig, eine imponierende, behäbige Gestalt, in seinem runden Quäkerhute in einer kleinen Droschke hin und her fahren zu sehen, um seine drei großen, an entgegengesetzten Enden der Stadt liegenden Etablissements zu gleicher Zeit zu regieren. Borsig beschäftigt 3000 Menschen in drei verschiedenen Anstalten, von denen das große Eisenwalzwerk bei Moabit eine Riesenwerkstatt des Vulkan zu sein scheint. Es kommen dort Walzen von 120 Pferdekraft vor. Borsig baut gegenwärtig an der fünfhundertsten Lokomotive. Man berechnet ein Kapital von sechs Millionen Talern, das allein durch Borsigs Lokomotivbau in Umsatz gekommen ist. Es macht dem reichen Manne Ehre, daß er sich von den glücklichen Erfolgen seiner Unternehmungen auch zu derjenigen Förderung der Kunst gedrungen fühlt, die im Geschmack Berlins liegt und dem Könige in seinen artistischen Unternehmungen sekundiert. Er hat sich eine prächtige Villa gebaut und pflegt einen Kunstgarten, der schon ganz Berlin einladen konnte, die Victoria regia in ihm blühen zu sehen".[44]

Der Großunternehmer tritt hier nicht bloß als Akteur der industriellen Revolution und der Hochkonjuktur auf, in der sich die Bourgoisie nach der verratenen Märzrevolution für ihre staatspolitische Machtlosigkeit schadlos halten konnte. Er wird von Gutzkow zum Herrscher in seinem neuen Reich stilisiert – kein Wunder, daß er es dem Monarchen im Repräsentationsbedürfnis und in der Förderung der repräsentativsten unter den Künsten nachtut. Bei den Baumeistern, aber auch in den Ateliers der bekannten Bildhauer herrschte Hochbetrieb, und in der Königlichen Oper begann die zweite Blüte des Balletts, während das Schauspiel – nicht ohne darstellerischen Glanz zu entfalten – zur Bedeutungslosigkeit absank.

Die Gründe, aus denen Fontane 1852 und 1855–1859 nach London ging, wurden ihm nicht durch die Situation der Künste eingegeben; sie waren – von der schönen Literatur ganz abgesehen – durch die Notwendigkeit diktiert, sich, nachdem er geheiratet hatte, eine berufliche Existenz aufzubauen. Deswegen faßte er zeitweilig sogar den Gedanken, sich in der britischen Metropole niederzulassen. Und kaum, daß er wieder zurück war, sah man ihn in München, um Maximilian II. aus seinen Balladen vorzulesen. Wäre es nach dem Wunsch Paul Heyses gegangen, der ihm helfen und ihn in den Dichterkreis nachziehen wollte, den der bayrische König um sich sammelte, dann hätte ihm daraufhin eine Stellung in der unmittelbaren Umgebung des Monarchen übertragen werden sollen.[45]

Aber bei Licht besehen waren diese alternativen Vorhaben immer schon halb in die Luft gebaut. Das eine Mal rechneten sie mit tausend Talern, die nicht vorhanden, das andere Mal mit den Pfründen eines königlichen Bibliothekars, die in fester Hand waren. Außerdem hätten sie Fontane auf die Position des Poeten zurückgebracht, die er gerade hinter sich ließ. Er verwandte denn auch auf ihre Realisierung nicht den Bruchteil jener Energie und Beharrlichkeit, mit denen er so lange wie möglich für sein Verbleiben im staatlichen Pressedienst sorgte. Das ganze Netz seiner sozialen Beziehungen verband ihn mit Berlin. Hier lebten die Freunde und Bekannten, die ihm seinen Status gewährleisteten, es war der Sitz der Regierungsstelle, von der er beschäftigt wurde, und der Zeitungen, für die er schrieb. Nur ganz erhebliche Vorteile hätten ihn, wie er mehrfach zu verstehen gab, dazu bewegen können, diese Stadt auf die Dauer gegen eine andere einzutauschen. An der Stabilität der sozialen Beziehungen, die Fontane in Berlin festhielten, änderten der Verlust alter Freunde, das Eintreten in neue Wirkungskreise und Unternehmungen nichts Wesentliches; auch nicht die extremen Schwankungen, mit denen er sie je nach den Umständen beurteilte.

Bis zum Beginn der sechziger Jahre bewegte er sich, während er über den „Tunnel" hinauswuchs, noch vorwiegend in dessen Einzugsgebiet. Es gab andere Kreise, wo er nicht anzutreffen war, obwohl sich dort gleichfalls die literarische Intelligenz der Stadt sammelte. Dabei war er ein ergiebiger, gern gesehener Gast, der von sich sagen durfte, er sei „frei, unbefangen, ungebeugt und in der Gesellschaft meist heiter – kein Mensch sieht's und denkt dran daß mir mitunter anders zu Muthe ist und daß ich des Lebens Sorge sehr wohl kenne".[46] Er hätte sich an der Kaffeetafel, zu der donnerstags Varnhagen von Ense und seine Nichte Ludmilla Assing einluden, oder in den prunkvollen Räumen, wo der Verleger und Fortschrittsmann Franz Duncker mit seiner Frau Lina, einer geborenen Tendering, regelmäßig ihre Gesellschaft versammelten, wahrscheinlich bequemer zurechtgefunden und weniger sonderbar ausgenommen als Gottfried Keller, der dort die besten Stunden zubrachte. Man hat auch keine Mühe sich vorzustellen, daß seine hochgewachsene Gestalt Bellevuestraße 13 unter den Besuchern und Freunden Ferdinand Lassalles auftaucht, Seite an Seite mit dem ergrauten Tunnelgefährten Christian Friedrich Scherenberg, der im Nachmärz lokale Erfolge mit seiner historischen Schlachten-Epik erzielte und ganz vergessen wäre, hätte ihm nicht Fontane eine pietätvolle Lebensdarstellung gewidmet.[47] Sich in diesen geistig höchst beweglichen, gesellschaftlich gemischten Kreisen zu behaupten, wäre Fontane nicht schwerer gefallen als Ludwig Pietsch, der bei Duncker und Lassalle ein- und ausging (er war später Fontane ein guter Kollege an der „Vossischen Zeitung", ein gefeierter Journalist, der vom sozial-literarischen Typus her Julius Rodenberg und Paul Lindau nahestand).

Zwischen diesen Zirkeln, zu denen noch die gesuchten Montagabende bei Fanny Lewald und Adolf Stahr hinzukamen, waren die Grenzen offen und der Verkehr fließend. Wie aus Scherenbergs Beispiel zu ersehen ist, der den Beifall hoher Militärs und die Unterstützung des Hofes hatte,

verschloß man sich auch heterogenen Erscheinungen nicht. Aber im ganzen bestimmte doch der Geist der Gastgeber den Geist ihrer Zirkel, und dies war auf den kleinsten Nenner gebracht ein freiheitlich antiabsolutistischer. Daraus erklärt sich unschwer Fontanes Außenbleiben. Er hatte nicht den Vorzug, wie Scherenberg von Franz Duncker umworben zu werden, sondern hatte Mühe, für die Sammelbände eigener und fremder Arbeiten, die er seit 1850 herausbrachte, von Mal zu Mal andere Verleger zu interessieren. Er war erst im Begriff, sich in der Literatur einen Namen zu machen, den seine Feldherrnlieder und Balladen bisher nur den Kennern und Bekannten nahegebracht hatten. Auf dem Pressemann Fontane aber lag der Schatten des Reaktionären, der sich aus seiner Tätigkeit für die restaurative Regierung unvermeidlich ergab und sich ungleich vertiefte, als er nach kurzem Flaggenwechsel 1860 in die Redaktion der „Kreuzzeitung" eintrat, die das Organ der intransigenten Junkerpartei war. Nicht nur Lepel sah darin einen Übergang auf die politische Gegenseite. Adolf Stahr, der sich für die Feldherrnlieder begeistert hatte, kreidete Fontane schließlich öffentlich an, daß der zweite Band seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" vom Standpunkt der Kreuzzeitung geschrieben sei[48]. Fontane Position, die von diesem Hieb besser getroffen wurde als seine Person und sein Buch, hatte sich anfangs der sechziger Jahre abermals tiefgreifend verändert.

Als konservativer Literat am Beginn der Konfliktzeit

Zur selben Zeit wurde der „Verein Berliner Presse" gegründet; zu den ersten Mitgliedern zählte der junge Paul Lindau. Seine Mitteilungen aus den Anfängen des Vereins lassen sowohl das einigermaßen dubiose journalistische Rollenspiel hervortreten als auch den grundsätzlichen Polarisierungsvorgang, an denen Fontane teilnahm.

„Man lernte sich kennen, man lernte sich schätzen. Und gerade die völlige Verschiedenheit der politischen, religiösen und socialen Ueberzeugungen der einzelnen Mitglieder machte den gegenseitigen Verkehr zu einem artig-höflichen und gemüthlichen Umgang. Da saß Bernstein mit seinem Sammetkäppchen, der kurz vorher in einem trefflichen Leitartikel der ‚Volkszeitung' sein Anathema gegen die übermüthige Junkerwirthschaft geschleudert, in traulichem Gespräch mit Beuthner, der unter seiner Brille mißtrauische Blicke auf den Mosel warf und ganz vergessen zu haben schien, daß er ‚dem jüdischen Leitartikelschreiber der Volkszeitung' in der ‚Kreuzzeitung' einige recht wenig verbindliche Redensarten an den Kopf geworfen hatte. Am Abend fand er diesen Leitartikelschreiber ganz charmant und die Verschiedenheit der Confessionen schien ihn gar nicht zu schmerzen. Ueberhaupt waren die Redacteure der ‚Kreuzzeitung' sehr schätzenswerthe Mitglieder des Vereins: der feingebildete, liebenswürdige Theodor Fontane und vor allem George Hesekiel, der sein ‚Buch vom Grafen Bismarck' noch nicht geschrieben hatte, Hesekiel, der Virgil der Mark, der die poetischen Schönheiten der Sandwüste wie ein wahrer Dichter, der er ist, besungen (...)"[49]

Doch spitzten sich die Gegensätze stärker zu, als diese „Zeitungssolidarität“[50] vertragen konnte.

„Uhlands Tod (November 1862) brachte den Landsmann des großen schwäbischen Dichters, Berthold Auerbach, auf den Gedanken, eine Todtenfeier der Berliner Presse für den Verstorbenen anzuregen. Die Redacteure der ‚Kreuzzeitung‘ erhoben Widerspruch. Der Ausspruch Uhlands, daß der deutsche Kaiser mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbt sein müsse, und die ganze politische Thätigkeit des schwäbischen Demokraten wollte ihnen nicht in den Sinn. Sie erklärten, daß sie vor dem Dichter Uhland freilich die größte Achtung empfänden, daß sie mit dem Politiker Uhland keinesfalls sympatisirten, daß es ihnen ferner unmöglich erschiene, den Dichter zu feiern, ohne gleichzeitig dem Politiker zu huldigen, und daß sie deshalb vor einer Feier warnen müßten, die nach ihrer Auffassung den Statuten, welche jede politische Kundgebung des Vereins untersagten, schnurstracks zuwiderliefe. Sie drangen mit dieser Ansicht nicht durch. Auerbachs Antrag wurde angenommen, das Fest wurde begangen, und die Redacteure der ‚Kreuzzeitung‘ schieden aus dem Vereine aus“.[51]

Fontanes Position hatte sich verändert. Aber auch die öffentliche Szene verwandelte sich, seit darauf die rapide angewachsene nationale Bewegung der ersten sechziger Jahre Platz griff, an der er keinen Anteil hatte. Berlin war der Brennpunkt ihrer Auseinandersetzungen mit der Hohenzollernmonarchie und dem Junkertum, der parlamentarische und publizistische Austragungsort zumal des Konflikts mit dem Ministerium Bismarck. In der preußischen Hauptstadt mußten die deutschen Entscheidungen fallen, dorthin richteten sich die Blicke, und wer in diese Prozesse einzugreifen oder von ihnen zu profitieren gedachte, fand dort die Gelegenheit. Naturgemäß stand die Presse im Vordergrund. Karl Marx, der nach der Amnestie für die Achtundvierziger an Ort und Stelle die Situation sondieren konnte, kam 1861 zu dem Schluß (der sich allerdings nicht realisieren ließ): „Unter diesen Umständen nun wäre es in der Tat ganz zeitgemäß, wenn wir nächstes Jahr eine Zeitung in Berlin herausgeben könnten, so widrig mir persönlich der Platz ist“.[52] 1861 gingen Robert Schweichel, der in der Schweiz Zuflucht gefunden hatte, und 1862 Wilhelm Liebknecht, der aus dem Londoner Exil zurückkehrte, zur soeben gegründeten „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, bis sich herausstellte, daß das Blatt Bismarcks Geschäfte besorgte. Aus London kam übrigens auch Lothar Bucher wieder, gegen dessen einflußreiche englische Korrespondenzen die preußische Regierung vergeblich ihren Presseagenten Fontane aufgeboten hatte. Auch Bucher ging zu Bismarck über. Der Berliner Karl Frenzel (später ein Spezialkollege Fontanes als Theaterkritiker) wurde Redakteur der „National-Zeitung“; aus Leipzig erschien Julius Schmidt, um die Leitung der altliberalen „Berliner Allgemeinen Zeitung“ zu übernehmen. Der durch seine „Dorfgeschichten“ berühmte Berthold Auerbach hatte seinen Wohnsitz schon 1859 nach Berlin verlegt; Friedrich Spielhagen – nach dem frischen Erfolg der „Problematischen Naturen“ – kam 1862, und im selben Jahr siedelte sich Julius Rodenberg hier an, um mit der Übernahme des „Illustrierten Magazins“ seine Karriere als Zeitschriften-

Herausgeber anzutreten. Die Anzahl der Berliner Tageszeitungen belief sich 1866 bereits auf zehn.
Auf die widerspruchsvollste Weise legte damals auch Fontane den Grund für seine weitere schriftstellerische Laufbahn. Am Aufschwung des Pressewesens war er insofern beteiligt, als sich durch seine Verbindung mit der „Kreuzzeitung" endlich seine Stellung als Literat normalisierte und stabilisierte. Damit erlangte er eine weitgehende Unabhängigkeit von persönlicher Protektion und von der Wahrnehmung drückender politischer Nebenfunktionen, die im Staatsdienst seine Hauptaufgabe gewesen war. Hand in Hand mit dieser Normalisierung seiner beruflichen Existenz ging ein ebenso origineller wie ideologisch prekärear literarischer Neubeginn, durch den er unerwartet seinen Anschluß an den kleinmeisterlichen, meist regionalen, oft provinziellen, vielfach historisierenden Realismus in der deutschen Nachmärzliteratur herstellte, obwohl er das Kleinmeisterlich-Provinzielle gerade vermeiden wollte. Das Grundkonzept brachte er aus London mit. Es zielte auf eine Alternative sowohl zu einer zeit- und weltentrückten poetischen Selbstgenügsamkeit, die er mit den Namen Storm und Roquette bezeichnete, als auch zur unterhaltungs- und gewinnorientierten Tagesliteratur. Das „Rütli" hatte solch hochgespannten Erwartungen nicht nachzukommen vermocht:
„Mitunter dacht ich freilich, aus u n s r e m Rütli würde sich eine geistige Gesamtheit, ein bestimmtes Prinzip, eine charaktergebende Idee entwickeln, und in dieser Beziehung sind wir hinter uns selbst und unsrer Aufgabe zurückgeblieben. Aber es sind wenigstens Anläufe dazu vorhanden, und wenn ich angeben soll, worin sie bestehen, so würd' ich sagen: in Bekämpfung der hohlen Phrase, in Heilighaltung jener ehrlichen Romantik, die allein Poesie ist, und in A n t i - Kladderadatschtum. Den Kladderadatsch als Einzelerscheinung laß ich gelten, aber das Kladderadatsch t u m ist doch ein Gift, das an unsrem ganzen Leben zehrt".[53]
Fontanes Wendung gegen das Kladderadatschtum war mehr als eine Absage an die volkstümliche, meist humoristische, oftmals tagesaktuellkritische lokale Literatur, die es zwischen 1830 und 1860 in der Stadt als einzige Richtung zu Originalität, kontinuierlicher Entwicklung und Wirkung aufs größere Publikum brachte. Der „Kladderadatsch" mußte nicht zu Unrecht für die Bezeichnung herhalten; dieses vielgelesene, mit Illustrationen versehene politische Witzblatt verdankte sein Dasein dem „tollen Jahr" 1848 und seine Gründung David Kalisch, der unter den Berliner Possenschreibern der erfolgreichste war; im wesentlichen liberal eingestellt, überstand er alle Stürme der Zeit; für Fontane repräsentierte es in der Literatur zusammen mit der Lokalposse samt ihren Couplets und mit den Volksfiguren eines Glaßbrenner etwas, das er später das „moderne Berlinertum" nannte[54].
In den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" setzte Fontane sein Gegenkonzept um. Sie führten, was man auch sagen mag, vom modernen Berlin, das darin praktisch nicht vorkommt, hinweg ins alte Preußen. Er hielt das für den Weg, die vermißten Werte wieder aufzufinden. Aber natürlich dachte er nicht im Traum daran, sich deswegen nach Rheinsberg, ins Oderbruch oder auch nur nach Potsdam zurückzuziehen. Denn dessen

war er sich bewußt: „Es ist mir im Laufe der Jahre, besonders seit meinem Aufenthalte in London, Bedürfnis geworden, an einem großen Mittelpunkte zu leben, in einem Zentrum, wo entscheidende Dinge geschehn. Wie man auch über Berlin spötteln mag, wie gerne ich zugebe, daß es diesen Spott gelegentlich verdient, das Faktum ist doch schließlich nicht wegzuleugnen, daß das, was hier geschieht und nicht geschieht, direkt eingreift in die großen Weltbegebenheiten. Es ist mir Bedürfnis geworden, ein solches Schwungrad in nächster Nähe sausen zu hören, auf die Gefahr hin, daß es gelegentlich zu dem bekannten Mühlrad wird".[55]

Fontanes berufliche, schriftstellerische und politische Wendung zu Beginn der sechziger Jahre war so tiefgreifend, daß eine Zwischenbilanz angebracht ist. Mit Vierzig – so läßt sich resümieren – verfügte er über einen ungewöhnlich ausgedehnten Fundus sozialer Erfahrungen, von denen er zeitlebens zehren konnte. Es liegt nahe, dabei zuerst an England zu erinnern. Er habe London besser gekannt als Berlin, meinte er später; er lernte dort, im Horizont eines Weltreichs und in den Maßstäben einer Weltstadt zu denken, als es noch eine Ironie bedeutete, wenn jemand Berlin diese Bezeichnung beilegte. Aber seine Aneignung der überdimensionalen fremden Wirklichkeit unterschied sich von den heimischen Erfahrungen; sie brachte es gewöhnlich nicht zu der hochgradigen subjektiven Authentizität, die aus der eigenen unmittelbaren Betroffenheit hervorgeht. In London war er „immer bloß Zaungast"[56], ein Außenstehender selbst in den Räumen der preußischen Gesandtschaft, dessen Schicksale sich nach wie vor in Berlin entschieden. In Berlin hing er von Jugend an auf Gedeih und Verderb von den Lebensverhältnissen ab, in die er versetzt war. Kein Zweifel, daß ihm die Sensibilität, mit der er auf diese Verhältnisse reagierte, von seiner gesellschaftlichen Zwischenstellung und ungewissen Zukunft eingeschärft wurde.

Er durchmaß in Berlin ein soziales Terrain, das sich zwischen dem Vogtland und der Tiergartenvilla, der Grenadierkaserne und dem Ministerium, zwischen dem Bodenverschlag des Apothekergehilfen und dem Ehrenplatz erstreckte, den das „angebetete Haupt" des „Tunnels" einnahm. Seit er in die Gewerbeschule eingetreten war, lebte er in grundverschiedenen Milieus. In einer Beziehung blieb allerdings seine Lage unter allen Umständen dieselbe. Er ging in diesen Milieus, denen er durch teils massive, teils subtile Abhängigkeitsverhältnisse, vor allem durch Arbeitsverhältnisse integriert war, nicht auf. Im Einklang mit dem Selbstbild, das er von sich hatte, verstand er sich als Außenseiter, oder er war es durch seine soziale Position. Und er war erfolgreich in seinem Bemühen, sich entsprechende Ausnahmebedingungen zu schaffen. So stand seine Befindlichkeit im Zeichen eines Dilemmas von Integration und Desintegration, das Tag für Tag bewältigt sein wollte. Aus solchen Lagen lassen sich Einsichten erzielen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hier die Wurzeln des unerschöpflichen Interesses sucht, mit dem er in der kritischen Reflexion und der literarischen Verkörperung immer wieder auf die gleichermaßen typischen und singulären Beziehungen zurückkommt, die sich zwischen den verschiedenen Lebensstellungen und der menschlichen Beschaffenheit desjenigen ergeben, der sie einnimmt.

Es sollte ihm noch zustatten kommen, daß seine Erfahrungen auf politischem und literarischem Gebiet den sozialen an Spannweite und vitaler Bedeutung nichts nachgaben. Sein Wirkungs- und sein Bekanntenkreis erstreckten und verlagerten sich im Laufe der Zeit von der äußersten Linken bis zur extremen Rechten. Dies war eine Folge des wiederholten Frontenwechsels, der ihn in Überzeugungskrisen und Selbstwertzweifel verstrickte. Er hatte nicht umsonst literarisch und praktisch an den revolutionären Kämpfen um die Macht im Staate teilgenommen und sich wenig später an der staatlichen Machtausübung beteiligt gesehen. Das geschah unter miserablen Umständen, war aber mit gehörigen Eindrücken vom Arbeiten des Apparats verbunden. Unter welchen Umständen immer – bei den Umbrüchen, die vom Thronwechsel 1840 zum Heeres- und Verfassungskonflikt der ersten sechziger Jahre führten, hatte er mitgehandelt.

Ähnlich intensiv vollzog er die Ablösungsvorgänge mit, die zwischen der Vormärzdichtung und dem nachrevolutionären Realismus stattfanden. Die Antinomie von Poesie und Leben, auf die er sich zurückgezogen hatte, hielt seinen Wirklichkeitserfahrungen nicht stand; in seinem Verhalten und Denken erlangte das Leben immer größeres Übergewicht; es entwickelte sich in den fünfziger Jahren zur zentralen Kategorie seines Literaturkonzepts. Nur folgerecht, daß eigene Pläne auftauchten, in denen die Lebensdarstellung – er dachte zuerst ans englische, dann ans preußische Volksleben, schließlich ans vaterländische Leben – als erstrebenswerte schriftstellerische Aufgabe erscheint. In einem Brief an Paul Heyse fiel 1861 dann sogar die Andeutung: „Über unser Berliner Leben, groß und klein, ließen sich selber wieder Bücher schreiben (und werden gewiß geschrieben werden)".[57]

Die Idee lag nahe, denn Fontane war mit den englischen Beispielen vertraut und schätzte vor allem Thackerays „Vanity Fair", den Roman, „mit dem er wie kein zweiter (...) das Londoner Leben vor dem Auge des Lesers erschließt"[58]. Dennoch mußten anderthalb Jahrzehnte ins Land gehen, bevor er sich ernsthaft mit dem Entwurf eines vergleichbaren Berliner Romans befaßte (der „Allerlei Glück" heißen sollte, aber nicht zustande kam). Daran war nicht seine Option für die Berichtsform schuld, die schon seinen ersten Überlegungen zugrunde lag, denn in bezug auf die Darstellung des Lebens machte er zwischen ihr und der Romanform offensichtlich keinen kategorialen Unterschied. Auch seine Berichte – von den Wanderungen bis zu den Kriegsbüchern – befaßten sich in geradezu demonstrativer Ausschließlichkeit mit Gegenständen, die nichts mit dem modernen Berlin zu tun hatten. Seine Orientierung an den Traditionswerten eines ständisch und monarchisch verfaßten Preußen erlangte vorerst die Oberhand über die Faszination, welche eine Urbanisierung großen Stils auf ihn ausübte.

Anmerkungen

1 Ernst Heilborn: Fontanopolis. In: Velhagen & Klasings Monatshefte Jg. 23, (1908/09) H. 2. S. 580

2 Theodor Fontane: Lindau. Der Zug nach dem Westen. In: Fontane. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Edgar Groß, Kurt Schmied, Rainer Bachmann, Charlotte Jolles,

Jutta Neuendorff-Fürstenau. München, Nymphenburger Verlagshandlung 1969–1975 (im folgenden: NFA). Bd. 21,2. Literarische Essays und Studien. Zweiter Teil. S. 653

3 Roman Ingarden: Das literarische Kunstwerk. 3., durchgesehene Auflage Tübingen 1965. S. 236. Vgl. Karl Riha: Die Beschreibung der „Großen Stadt". Zur Entstehung des Großstadtmotivs in der deutschen Literatur (ca. 1750–ca. 1850). Bad Homburg v. d. H., Berlin, Zürich 1970. S. 20 ff. (Frankfurter Beiträge zur Germanistik Bd. 11)

4 An Georg Friedlaender, 2. Mai 1890. In: Fontane, Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. u. erläutert v. Kurt Schreinert. Heidelberg 1954. S. 127

5 Vgl. auch die Rezension von: Julius Rodenberg, Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben. In: Fontane, Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1969. S. 116–119

6 An Moritz Lazarus, 9. August 1888. In: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Hrsg. v. Gotthard Erler. Berlin 1968 (im folgenden: Ausgewählte Briefe). Bd. 2. S. 209

7 Fontane: Lindau. Der Zug nach dem Westen. In: NFA. Bd. 21,2. S. 654

8 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Berlin 1963. Bd. 1. S. 117

9 Adress-Kalender für die Königl. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und Potsdam auf das Jahr 1833. Berlin, bei August Rücker. S. 250

10 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Fontane: Autobiographische Schriften. Hrsg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer u. Joachim Krueger. Berlin u. Weimar 1982 (im folgenden: Autobiographische Schriften). Bd. 2. S. 112

11 Ebenda S. 115. Dazu Hans-Werner Klünner: Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin. In: Fontane-Blätter (Potsdam). Bd. 4, H. 2 (1977). S. 109: „Er irrt zwar, wenn er vom ‚Schleusenwerk des Mühlendammes' schreibt, denn damals standen noch die alten im Jahre 1838 abgebrannten Mühlengebäude und die Schleuse gab es erst seit 1893, aber der romantische Zauber der Spreeseite des alten Schlosses berührte auch uns, selbst als es schon Ruine war."

12 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 116. 1840 haben die Trockenwohner das Doppelhaus bis auf zwei wieder verlassen; die Mieterschaft setzt sich jetzt ganz überwiegend aus Handwerkern zusammen. Vgl. J. W. Boiker's Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin, Charlottenburg und Umgebungen auf das Jahr 1841. Redigirt von dem Königl. Polizei-Rath Winckler. 20. Jg. Berlin 1841. T. IV. S. 60

13 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 120

14 Vgl. J. F. Geist u. K. Kürvers: Das Berliner Mietshaus. Bd. 1. 1740–1862. Eine Dokumentargeschichte der „Wülcknitzschen Familienhäuser" vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München 1980

15 Benjamin Disraeli: Sybil, or the two nations. London 1845. Georg Brandes beschließt seine Bemerkungen über den Roman mit dem Satz: „Es gibt Stellen in diesem Buch, die an Lassalle erinnern." Brandes, Lord Baconsfield (Benjamin Disraeli). Ein Charakterbild. Berlin 1879. S. 222. Die Formel findet sich in gleicher Bedeutung schon früher. Ich „teilte ein die Menschen / in zwei Nationen, die sich wild bekriegen: / nämlich in Satte und in Hungerleider", heißt es in Heines kleiner Tragödie von 1823 „William Ratcliffe". In: Heinrich Heine: Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin/Paris. Bd. 4. Tragödien und Prosa. Berlin 19 ... S. 86

16 Lenin: Kritische Bemerkungen zur nationalen Frage. In: Lenin: Werke. Bd. 20. S. 17

17 Fontane: John Price. In: NFA. Bd. 21,2. S. 278

18 Klünner: Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin. In: Fontane-Blätter. Bd. 4. H. 2 (1977). Rechnet man die Sommerwohnung „bei Liesens" vor dem Oranienburger Tor hinzu, wo Fontane mit seinem Onkel August 1835 zeitweilig Aufenthalt nahm, dann kommen 18 verschiedene Wohnungen zusammen. An der später nach Karl August Liesen, dem Besitzer des beliebten Gartenrestaurants, benannten Liesenstraße liegt der Friedhof der Französischen Gemeinde, wo Fontane und seine Frau beigesetzt wurden.

19 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 121

20 Fontane: Cafés von heut und Konditoreien von ehmals. In: Autobiographische Schriften. Bd. 3/1. S. 409

21 Friedrich Saß: Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung 1846. Hrsg. von Detlef Heikamp. Berlin 1983. S. 56 (Aesop Edition)

22 Ebenda S. 58–59

23 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 13

24 Karlheinz Gärtner: Theodor Fontane: Literatur als Alternative. Bonn 1978

25 Ebenda S. 67

26 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 28

27 Vgl. Christa Schultze: Fontanes „Herwegh-Klub" und die studentische Progreßbewegung 1841/42 in Leipzig. In: Fontane-Blätter. Bd. 2 H. 5 (1971). S. 327–339

28 Karl Glossy: Ein literarischer Geheimbericht aus dem Jahre 1846. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Jg. 32 (1933). S. 136. Aus dem Adreßbuch des Deutschen Buchhandels von O. A. Schulz ergeben sich wesentlich geringere Zahlen. Danach hatten in den Jahren 1840, 1850 und 1860 Berlin 108(172 und 229 Buchhandlungen, Leipzig 113, 133 und 188, Wien 52, 52 und 67. Nach: Geschichte des Deutschen Buchhandels. Im Auftrag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler hrsg. von der Historischen Kommission desselben. Bd. 4. Johann Goldfriedrich: Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der Fremdherrschaft bis zur Reform des Börsenvereins im neuen Deutschen Reich. (1805–1889). Leipzig 1913. S. 453. Im Jahrzehnt 1837 bis 1846 belief sich die Verlagsproduktion in Leipzig auf 16 634 Titel, in Berlin auf 11 515, in Wien auf 4 984. Ebenda S. 455

29 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 70–71

30 An Georg Friedleander, 3. Oktober 1893. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 2. S. 317

31 Wie Anm. 29

32 Fontane zählt in „Von Zwanzig bis Dreißig" 22 Assessoren, Professoren, Doktoren, 10 Offiziere, 25 Künstler, Dichter, Berufsschriftsteller auf. (Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 155–158). Vgl. Joachim Kruegers Übersicht über die Berufe der 214 nachweisbaren Mitglieder, von denen ca. 150 bis 1860 eingetreten waren, in: Autobiographische Schriften. Bd. 3,2. S. 72. Eine andere Zusammenstellung Fontanes findet sich im 4. Kapitel seiner Biographie: Christian Friedrich Scherenberg. In: Autobiographische Schriften. Bd. 3,1. S. 30–32

33 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 209

34 Fontane: Christian Friedrich Scherenberg. In: Autobiographische Schriften. Bd. 3,1. S. 45

35 An Wilhelm Wolfsohn, 10. November 1847. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. S. 20 u. 21

36 Fontane: Christian Friedrich Scherenberg. In: Autobiographische Schriften. Bd. 3,1. S. 37

37 An Bernhard von Lepel, 5. Oktober 1849. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. S. 33

38 An Wilhelm von Merckel, 20. September 1858. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. S. 246–247

39 An Wilhelm von Merckel, 3. Juni 1858. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. S. 234

40 Ebenda S. 234–235

41 An Hermann Hettner, 15. Oktober 1853. In: Emil Ermatinger: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtholds dargestellt und herausgegeben. Stuttgart u. Berlin 1910. Bd. 2. S. 319

42 Vgl. Max Bucher: Voraussetzungen der realistischen Literaturkritik. In: Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. Mit einer Einführung in den Problemkreis und einer Quellenbibliographie hrsg. v. Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger u. Reinhard Wittmann. Stuttgart 1976. Bd. 1 (. . .) S. 33 (Epochen der deutschen Literatur, Materialienband)

43 Marx: Einleitung [zur Kritik der politischen Ökonomie]. In: Marx, Engels: Werke. Bd. 13. Berlin 1961. S. 640

44 Karl Gutzkow: Eine Woche in Berlin. In: Gutzkow: Werke. Auswahl in 12 Teilen. Hrsg. v. Reinhold Gensel. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J. Bd. 11. S. 264

45 Zu den Bestrebungen Maximilians II., zum Münchener Dichterkreis und dem zugehörigen Dichterverein „Das Krokodil" vgl. Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. Politik. Poesie. Geschichte. 1840–1860. Ungekürzte, in den Anmerkungen durchgesehene, neu eingerichtete Ausgabe. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1975. S. 285–288. (Ullstein-Buch Nr. 4601)

46 An Bernhard von Lepel, 18. Oktober 1849. In: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. Hrsg. v. Julius Petersen. München 1940. Bd. 1. S. 217

47 Zum Bild dieses Kreises gehören allerdings auch die Sarkasmen, die Marx darüber ausschüttet. Vgl. die Briefe an Antoinette Philips, 24. März u. 13. April 1861. In: Marx, Engels: Werke. Bd. 30. Berlin 1964. S. 589–591 u. 594–595

48 Lepel hatte Ende der vierziger Jahre Fanny Lewald erst mit Fontanes Feldherrnlieder, dann mit dem Verfasser persönlich bekannt gemacht. Vgl. Joachim Krueger: Zu den Beziehungen zwischen Theodor Fontane und Fanny Lewald. Mit unbekannten Dokumenten. In: Fontane-Blätter. Bd. 4. H. 7 (1980). S. 615–628

49 Paul Lindau: Ein Fest der Berliner Presse. In: Lindau: Literarische Rücksichtslosigkeiten. Feuilletonistische und polemische Aufsätze. Leipzig 1871. S. 131

50 Nicht im Hinblick auf den „Verein Berliner Presse", aber auf sein „Kreuzzeitungs"-Jahrzehnt bemerkte Fontane, „daß es – was auch ein wahres Glück ist – nach meinen Erfahrungen eine gewisse Zeitungssolidarität gibt, die durch die Parteifarbe wenig beeinträchtigt wird". Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. Bd. 2. S. 270

51 Paul Lindau: Ein Fest der Berliner Presse. In: Lindau: Literarische Rücksichtslosigkeiten. S. 133–134. Fontanes Brief an Heinrich Proehle vom 24. Januar 1863 läßt den Vorgang in etwas anderem Licht erscheinen. Vgl. Fontane: Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Abt. IV. Briefe. (im folgenden: Hanser-Briefe). Bd. 2. 1860–1878. S. 93–94. An Alfred Friedmann schreibt er am 2. Januar 1883, er zahle seine Beiträge, sei aber noch nie in dem Verein „Presse" gewesen. Ausgewählte Briefe. Bd. 2. S. 89

52 An Engels, 7. Mai 1861. In: Marx, Engels. Werke. Bd. 30. S. 163

53 An Wilhelm von Merckel, 25. Oktober 1858. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. 1833–1860. S. 257

54 Schon am 18. Februar 1858 hatte er Wilhelm von Merckel erklärt: „Was uns so recht zum Lachen bringt, das ist selten das beste. Kladderadatsch, Äquivoken, Hanswurstiaden, die von der Straße genommenen Figuren eines Kalisch und Glaßbrenner – das ist es, was uns zum herzlichsten Lachen fortreißt. Ein feinerer Witz, Ironie, Satire dürfen sich selten so lauter Erfolge rühmen." In: Hanser-Briefe. Bd. 1. S. 610

55 An Paul Heyse, 28. Juni 1860. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 1. S. 287

56 An Martha Fontane. In: Ausgewählte Briefe. Bd. 2. S. 119

57 An Paul Heyse, 17. November 1861. In: Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. v. Gotthard Erler. Berlin u. Weimar. 1972. S. 101

58 Fontane: Ein Sommer in London. In: NFA. Bd. 17. Aus England und Schottland. S. 577

Hans Otto Horch (Aachen)

Ansichten des 19. Jahrhunderts. Theodor Fontanes Verhältnis zu Richard Wagner und dem Wagnerismus.

Habilitationsvortrag, gehalten in Aachen am 27. Juni 1984

Am 27. Juli 1889 fährt Theodor Fontane mit dem Zug von Bad Kissingen nach Bayreuth, um sich endlich einmal ein Bild davon machen zu können, was an dem seit Jahren in der Presse pro und contra behandelten Wagner-Kultus „dran" ist. Er hat drei teure Billets bestellt: für die Musikdramen ‚Parsifal', ‚Tristan und Isolde' und ‚Die Meistersinger'. Das ‚Meistersinger'-Billet retourniert er allerdings sofort nach der Ankunft, weil er sich drei Wagner-Opern in wenigen Tagen wohl doch nicht zutraut. Schon bald äußert er sich in einem Brief an seine Frau fasziniert über das Treiben des „denkbar feinste[n] und intelligenteste[n] Publikum[s]" inmitten der „vergorene[n] Residenz", des „malerische[n] Drecknest[s]" Bayreuth; er studiert die Fremdenlisten, beobachtet vor allem die Engländer und Amerikaner, sich selbst freilich sieht er als distanzierten Betrachter eines

Spektakels, das „doch nur für Lords und Bankiers inszeniert" sei.[1] Am nächsten Tag ist es dann soweit: Fontane sitzt auf einem der bekannt unbequemen Sessel des Festspielhauses, durchnäßt von einem eben niedergegangenen Wolkenbruch, ein „Geruch von aufgehängter Wäsche" beherrscht das bis zum letzten Platz besetzte Haus – ihm wird „sonderbar". Die Türen werden geschlossen, es ist „stockduster". Dann beginnt das Vorspiel zum ‚Parsifal': „Sehr langsam", sehr ausdrucksvoll", „sehr zart", wie die Bezeichnungen der Partitur lauten. Fontane freilich behält nur den $^{6}/_{4}$-Mittelteil im Gedächtnis, in dem die Blechinstrumente dominieren; sie kommen ihm vor wie die „Posaunen des Letzten Gerichts".[2] Als das Vorspiel im pianissimo zu Ende geht, überkommt Fontane in dem „geschlossenen Scheunen-Tempel"[3] eine klaustrophobische Panik: „‚also noch 3 Minuten und Du fällst ohnmächtig oder todt vom Sitz'. Also wieder 'raus." An 40 Personen vorbei strebt Fontane der Tür zu, sie wird auf sein Pochen geöffnet, als er endlich draußen ist, erfüllen ihn „Preis und Dank". Trotz des „nervösen Desasters" aber bedauert Fontane den Bayreuth-Besuch nicht: die Beobachtung des „Welttreibens"[4], des „Wagner-Cults"[5] entschädigt ihn für die entgangenen musikdramatischen Offenbarungen.

Es liegt nahe, Fontanes Flucht aus der Dunkelheit des Wagnertheaters hinaus in die Helle des Tages, der gesellschaftlichen Realität zu interpretieren als Drang des aufgeklärten Skeptikers weg von den Nachtseiten und Exzessen der Wagnerschen Romantik hin zum maßvollen, nüchternen Realismus. Daß er anschließend das ‚Tristan'-Billet zugunsten einer „frommen Stiftung" verkauft, wäre dann sozusagen der ironische Protest des sozialhistorisch wachen Romanciers gegen den Solipsismus des Gefühls in Wagners „opus metaphysicum". Weitere Belege, die in eine ähnliche Richtung weisen, lassen sich unschwer finden, und so hat sich in der Fontane-Forschung seit Hans-Heinrich Reuter denn auch die Einschätzung etabliert, in Fontane und Wagner gewissermaßen Antipoden zu sehen: jener ein aufrechter Aufklärer, Skeptiker und Rationalist mit politischem und sozialem Gespür, dieser ein Monomane des Gefühls und der Macht, ein Ideologe der romantizistisch-dekadenten Moderne. Bayreuth und die „Freie Bühne" wären danach zwei Ausprägungen der Moderne, zwischen denen es „durch die Scheidung zwischen ‚falsch' und ‚echt'" keine Vermittlung gibt: das eine ein „Revers" des anderen.[6] Die neuere Wagner-Forschung, sofern sie Fontane unter wirkungsgeschichtlichem Aspekt überhaupt behandelt, erkennt zwar dessen Scharfblick bezüglich der ideologischen Begleitumstände von Wagners Wirken an, rügt aber die – von Fontane selbst immer wieder eingestandene – Musikferne, die den einzig möglichen Zugang zum Musikdrama versperre.[7]

Mir scheint, daß in solchen plakativen Zuordnungen eine wesentliche Dimension Fontanes nicht hinreichend zur Geltung kommt: nämlich seine prinzipielle Offenheit gegenüber allen politischen und kulturellen Strömungen des 19. Jahrhunderts, eine Offenheit, die allerdings nicht mit Standpunktlosigkeit verwechselt werden darf. Das Stichwort „Ambivalenz", das hier oft ins Spiel gebracht wird, verdeckt eher das entscheidende kreative Prinzip, aus dem Fontanes Denken und Sprache leben: das Prinzip des Widerspruchs nämlich, das immer in Aktion tritt,

wo Verfestigungen, Dogmatisierungen gleich welcher Provenienz die Vielfalt des Lebens, der gesellschaftlichen Realität einzuengen drohen. Fontanes Skepsis gegenüber Wagners Hang zur Ideologisierung, zur Propagierung einer „verkappten Religion“[8], die Ablehnung vor allem der wagnerianischen Sektenbildung, der Apostel, die „nicht müde werden, von ‚neuem Evangelium‘, ‚neuer Weltanschauung‘, ‚neuem Lebensinhalt‘ etc. zu faseln“[9], wo doch im Fall des Wagnerschen Werks lediglich von Innovation der Dramaturgie und musikalischen Sprache die Rede sein sollte, ist eine Konsequenz aus der auch in einem Leben voller Widersprüche und „Hilfskonstruktionen“ durchgehaltenen Grundeinstellung Fontanes. Sobald jedoch der Antiwagnerianismus dogmatisch und dem einzelnen Werk gegenüber ungerecht zu werden droht, stellt sich Fontane auf die Seite Wagners: die Wahrheit ist konkret, nicht das Allgemeine, sondern das Besondere rückt in Fontanes künstlerischer und ethischer Wertordnung an die erste Stelle. Seine Verteidigung der ‚Meistersinger‘ gegenüber dem konservativen Musikredakteur Otto Reinsdorff im Jahr 1873 wird insofern nur denjenigen verblüffen, der Fontanes Grundsatzentscheidung für eine undogmatische Kritik nicht zur Kenntnis nimmt. Reinsdorff wirft Wagner vor, gegen die Regeln des Dramas – im Sinne etwa Gustav Freytags – verstoßen zu haben; Fontane wendet eben diesen Vorwurf ins Positive: Wagners Werk sei interessant, *weil* in ihm die Regel durchbrochen und nicht ein Prinzip zu Tode geritten werde. Gerade dadurch, „daß die *Liebesfrage* zugleich zu einer *Prinzipienfrage* wird, ohne daß man von einer störenden Gedoppeltheit der Motive sprechen kann, dadurch kommt wirkliches Leben in die Sache, und dadurch wiederum wirkt sie erfrischend.“[10]

Auf den gesamten Umfang Fontanescher Wagner-Kritik kann ich im Rahmen dieses Vortrags nicht eingehen; ich darf auf die Publikation in dem Sammelband verweisen.[10a] Bevor jedoch von der Art der Wagner-Adaption im Romanwerk die Rede ist, möchte ich folgende Punkte wenigstens nennen. Bereits 1840 ergibt sich eine eigenartige Nähe Fontanes und Wagners insofern, als beide noch jungen Autoren sich am balladesken und für den Vormärz typischen Stoff des „Fliegenden Holländers“ versuchen (Wagner ‚Der Fliegende Holländer‘ bzw. Fontanes Ballade ‚Das Gespensterschiff‘). Während Wagner in der Erlösung des als Synthese von Odysseus, Ahasver und Kolumbus gedeuteten Holländer durch das „Weib der Zukunft“ zu seinem eigentlichen Thema findet, verbleibt Fontanes Held Vanderdecken in der biedermeierlichen Beschränkung auf die Familie: die Ballade ‚Das Gespensterschiff‘ erscheint inhaltlich wie formal als eine eher zufällige Etüde. Die relative Verspätung der Fontaneschen Wagner-Rezeption – der erste Beleg findet sich m. W. erst in einem Bericht aus London 1855 und ist sicherlich ein Reflex auf Wagners im selben Jahr absolvierten Londonbesuch – hängt wohl vor allem mit der stets einbekannten Distanz Fontanes zur Musik zusammen; besonders „große Musikaufführungen“, wie die Oratorien in der Garnisonkirche 1840, für die er Billete verkaufte, machten Fontane zeitlebens „schläfrig“ (‚Von Zwanzig bis Dreißig‘; HFA III,4 S. 191 f). Wenn Fontane davon spricht, sein Auge sei fortschrittlich, es hasche nach dem Neuen, aber das Ohr

sei konservativ und lasse ungern ab von liebgewonnenen Klängen (‚Aus den Tagen der Okkupation' II; HFA III,4 S. 858), so zeigt sich auch daran eine individuelle Barriere gegenüber der „Zukunftsmusik" Wagners. Auf einer objektiveren gesellschaftlichen Ebene jedoch liegen Fontanes Vorbehalte gegenüber dem kulturellen „Betrieb" im allgemeinen und der im Umfeld der gründerzeitlich-wilhelminischen Bourgeoisie entstandenen Musikschwärmerei im besonderen. Auf die Stellung Wagners innerhalb dieses Kulturbetriebes bezieht sich Fontane immer wieder, seine Kritik gilt Wagners „image" und dem Wagnerismus mehr noch als den musikdramatischen Werken selbst. In einer Mischung aus Distanz und Neugier greift Fontane das Anekdotische, die biographische Pointe, den gesellschaftlichen Klatsch um Wagner und seine Anhänger auf; so ist es nur konsequent, daß er an dem von Friedrich Theodor Vischer kolportierten Wort Gottfried Kellers über Wagner, dieser sei ein „genius crepitus", ein Genie der „Blähung", großes Vergnügen findet (HFA III,4 S. 702 f). Durch Presseberichte seiner Berliner Kritikerkollegen Paul Lindau, Karl Frenzel und Gustav Engel sowie durch Erzählungen von Freunden und Bekannten, etwa Julius Stockhausen, Adolf Menzel oder Ludwig Pietsch, wird sich Fontane über die Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses 1872 und über die ersten Festspiele 1876 informiert haben. Dabei bleibt auch bei ihm – trotz aller Kritik – der Eindruck vorherrschend, daß Bayreuth eine kulturelle Leistung ersten Ranges darstellt. So rügt er am 14. Oktober 1876 eine gegen Wagner gerichtete Stelle in Roderich Benedix' Drama ‚Gegenüber', die er zweieinhalb Jahre vorher noch unbeanstandet gelassen hatte (HFA III,2 S. 166 f; NFA XXII/1 S. 512), als nicht mehr zeitgemäß. In der eigenen Familie macht sich übrigens eine Wagner-Schwärmerei breit, die nicht zuletzt ein Echo des Wagner-Enthusiasmus des Berliner Publikums seit 1876 ist. Fontane selbst bleibt zwar distanziert, aber eine gewisse intellektuelle Neugier auch gegenüber Wagners Texten ist nun unverkennbar und bestimmt die weitere Auseinandersetzung.

Diese Neugier Fontanes, die prinzipielle Offenheit des kritischen Verfahrens, sein rationalistisch geprägter Skeptizismus sind Erbe der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, dem der Autor wie wohl kein anderer deutscher Romancier seiner Zeit in Denk- und Sprachform verpflichtet ist. Darauf hat bereits 1910 Thomas Mann aufmerksam gemacht, der seinerseits sowohl Fontane wie Wagner entscheidende Anregungen für sein eigenes Werk verdankt. Derselbe Thomas Mann weist bemerkenswerterweise aber auch auf Parallelen in Leben und Werk der beiden Antagonisten hin. So sieht er in Fontanes „nervös gequälte[r] Konstitution" eine „gewisse Ähnlichkeit" mit der Wagners, nicht ohne sogleich auf den „Temperamentsunterschied" zwischen dem kühleren, gemäßigteren Fontane und dem extrem leidenschaftlichen Wagner hinzuweisen.[11] Im durchgehenden „Fontane-Ton", der eigentlich Fontanes naturalistisch beeinflußter Stiltheorie widerspreche, sieht Thomas Mann ein Analogon zu Wagners bei aller Unterschiedlichkeit der stofflich-künstlerischen Aufgabenstellung einheitlichem Stilwillen: „Fontane [so Mann] war, alles in allem, eine sehr starke stilistische Persönlichkeit; von ihm wie etwa von Richard

Wagner abstrahierte ich, als ich den Stil einmal als ‚eine geheimnisvolle Verbindung des Persönlichen mit dem Sachlichen' zu bestimmen versuchte [...]"[12]. Daß Fontane vor allem im ‚Stechlin' die „Nebenfiguren auf Leitmotive gestellt" habe, gehört für Thomas Mann zu den artistischen Merkmalen, die das Alterswerk weit über allen bürgerlichen Realismus hebe.[13] Die verblüffendste Parallele jedoch zwischen Fontane und Wagner sieht Mann darin, daß die – auch für ihn selbst typische – Formel „Mythus und Psychologie" sowohl den Schriftsteller wie auch den Musikdramatiker charakterisiere.[14] Im Fall Fontanes stehe allerdings die konservative, mythenbewahrende und mythenschöpfende Haltung des Balladendichters im Gegensatz zur Analytik des Briefschreibers, der dem poetisch verherrlichten Bismarck gegenüber nun die Psychologie als „das schärfste Minierwerkzeug demokratischer Aufklärung" einsetze.[15] Was bei Fontane in Poesie und Kritik getrennt ist, fällt bei Wagner, folgt man Thomas Manns Urteil über die ‚Ring'-Tetralogie, in eins: „Nichts kann wagnerischer sein als diese Mischung aus mythischer Urtümlichkeit und psychologischer, ja psychoanalytischer Modernität. Es ist der Naturalismus des neunzehnten Jahrhunderts, geweiht durch den Mythus."[16]

Wie immer man zu Thomas Manns sicher nicht mit wissenschaftlicher Intention formulierten Analogisierung steht: Fontane und Wagner berühren sich wenn nicht in Stil und Ausführung, so doch in der Prononcierung ihrer Themen: in der Frage des „Plutokratismus", der Warnung vor dem „roten Gold"[17] sowie im Interesse für die Macht des „Elementaren" in einer scheinbar nüchternen, materiell bestimmten Zeit. Wie freilich die thematisierten Probleme gelöst werden könnten: das ist eine Frage, die von Fontane und Wagner höchst unterschiedlich beantwortet wird. Hier steht dem letztlich unpolitisch-revolutionären Anarchismus Wagners die maßvolle, sich allerdings im Alter zu entschiedenem Reformismus wandelnde Einstellung Fontanes gegenüber – eine gegensätzliche Denkform, die ihr Pendant in ebenso unterschiedlichen poetologischen Prioritätssetzungen hat. Während Wagner das „Kunstwerk der Zukunft" als alleinherrschende und gewissermaßen das Ende der bisherigen Theaterperiode herbeiführende Doktrin entwirft, bleibt Fontane theoretisch im Rahmen des herrschenden Realismus; sein Postulat der „Verklärung" bzw. „Modelung" versucht, gegenüber dem Naturalismus eines Emile Zola ein Residuum der klassischen Ästhetik des Maßes zu bewahren, ohne daß dies für seine Romane selbst allzu strenge Konsequenzen nach sich zöge. In seinen besten Erzählungen und Romanen geht Fontane bekanntlich weit über das theoretisch Reflektierte hinaus und stellt die Verbindung zur Prosakunst des 20. Jahrhunderts her.

Man weiß seit langem, wie kunstvoll Fontane in seinen Romanen das Zitat, die literarische, politische, kulturhistorische Anspielung erzähltechnisch und sinnkonstituierend funktionalisiert. Die Romantik-Debatte des historischen Romans ‚Vor dem Sturm' (1878) ist ohne die Kenntnis von Heinrich Heines ‚Romantischer Schule' nicht zu verstehen; in ‚L'Adultera' (1879/80), dem ersten Berliner Gesellschaftsroman, rückt Wagners Werk als zitiertes Handlungs- und Reflexionsmodell in den Mittelpunkt des Interesses. Es wurde bereits früh gesehen, daß Wagner

und sein Kultus bei der Konfrontation der Hauptfiguren – auf der einen Seite Ezechiel van der Straaten als Antiwagnerianer, auf der anderen Seite Melanie van der Straaten und Ebenezer Rubehn als Wagnerianer – eine entscheidende Rolle spielen.[18] Erst Heide Eilert jedoch hat den dominierenden, strukturbestimmenden Anteil von Motiven Wagners und der europäischen Décadence in Fontanes Roman nachgewiesen.[19] Daß Eilert allerdings die antiwagnerianische Überzeugung van der Straatens mit der des Autors gleichsetzt, widerspricht völlig dessen ästhetischer Grundeinsicht und kommt bedenklich dem von ihm bekämpften Verfahren der manichäischen Schwarz-Weiß-Zeichnung nahe. Differenzierung, Nuancierung ist auch in ‚L'Adultera' die Devise. Heide Eilert hat festgestellt, daß der Ehebruch Melanies sich nach dem Muster von Wagners ‚Tristan und Isolde' vollzieht und der Abbau der Hemmungen durch die „Wagner-Hexerei" des ‚Tannhäuser' befördert wird. Die erste Begegnung der Liebenden steht jedoch – was bisher nicht beachtet wurde – im Zeichen des schmerzlich-resignativen Abschieds Wotans von seiner Tochter Brünnhilde am Ende der ‚Walküre'. Auch wenn Rubehn im Anschluß daran Melanie zu einer Venusgestalt stilisiert und einerseits auf die „abgeschirmte Künstlichkeit und Realitätsferne ihrer Lebensweise", andererseits auf die „Gefährdung dieser künstlichen Distanz zum Leben durch Leidenschaft und erotische Verführung" hinweist[20], ist doch das resignative Element nicht zu verkennen, das jede mögliche Lösung des Konflikts – Beharren im Ehe-„Vertrag" oder Loslösung aus ihm – überschattet. Auf die Frage Melanies, welchem Wagnerschen Werk Rubehn den höchsten Preis zuerkenne, worin der Meister ihm „am bedeutendsten oder doch am eigenartigsten" erscheine, nennt Rubehn nicht etwa ‚Tannhäuser', sondern die ‚Meistersinger' – eine Wahl, mit der Melanie sich ausdrücklich einig erklärt.[21] ‚Die Meistersinger' aber sind – dies wurde bereits angedeutet – das Werk Wagners, das Fontane selbst am uneingeschränktesten anerkannt hat, weil hier die doppelte Aufgabe als gelöst erscheint: nämlich die Liebes- und Kunstproblematik in ihrer Verschränkung zu behandeln. In den ‚Meistersingern' wird nicht nur ein Ausgleich von alter und neuer Kunst durch Hans Sachs hergestellt, sondern auch zwischen erstarrter und lebendiger Bürgerlichkeit. Indem Fontane das von ihm selbst geschätzte Werk also als Lieblingsoper Rubehns und Melanies herausstellt, relativiert er die ausschließliche Geltung des ‚Tannhäuser'- und ‚Tristan'-Modells; van der Straatens Sarkasmen beziehen sich übrigens nie auf die ‚Meistersinger', sondern ausschließlich auf den ‚Fliegenden Holländer', ‚Tannhäuser', ‚Tristan' und den ‚Ring'. Aber auch das ‚Tristan'-Modell wird von Fontane nur vorsichtig ausgenutzt, weil die apriorisch-metaphysisch verankerte Gleichsetzung von Liebe und Tod nicht zu der humanbürgerlichen Lösung des Konflikts paßt. Als sich van der Straaten – unmittelbar vor dem entscheidenden 12. Kapitel „Unter Palmen" – von seiner Frau und Rubehn verabschiedet, zuvor aber noch das Programm erfährt, das die beiden während seiner Abwesenheit absolvieren wollen, reagiert Melanie auf die Frage, ob ‚Tristan' gesungen werde, mit einem „Nein", das nicht einfach als Vertuschung anzusehen ist.[22] Während Heide Eilert die ‚Tristan'-Bezüge des Romans also wohl

eher überpointiert, sind ihre Hinweise auf das ‚Tannhäuser'-Modell vorzüglich. Melanie erhofft sich vergeblich in Rom das „Heil"; in Venedig jedoch, der Stadt Richard Wagners und der europäischen Décadence, gesundet sie. Hier läßt sich tatsächlich eine bewußte Umbiegung der Dekadenzmotive durch Fontane konstatieren: nicht ein „Tod in Venedig" tritt ein, was vom Sujet her naheläge, sondern die Geburt eines Kindes als Garantie weiterer bürgerlich-familiärer Zukunft. Dies muß allerdings nicht eine völlige Abkehr von Wagner bedeuten, wie Eilert suggeriert[23], sondern nur vom „Hexenmeister" des ‚Tannhäuser'. ‚Die Meistersinger', eine von beiden Partnern bevorzugte Hymne auf die heimische Kunst und eine wirklich humane bürgerliche Gesellschaft, würden durchaus zu Melanies Sehnsucht nach dem Norden, der „Herzensheimat"[24] passen. Vom Moment der Heimkehr der Ehepaars Rubehn aus Italien an wird allerdings nicht mehr auf Wagner angespielt. Die „Erlösung" Melanies im österlichen Armengottesdienst der Nikolaikirche wird zur eigentlichen Antithese aller ‚Tannhäuser'- und ‚Tristan'-Erlösungen. Da am selben Tag Rubehn seinen Reichtum verliert, gelangt Melanie nun zu einem Glück jenseits der bourgeoisen Luxusgesinnung, von der auch der jüdische Patrizier Rubehn angekränkelt war. Die Liebe als Eros verknüpft sich mit der Liebe als Agape; für ‚Tristan'- und ‚Tannhäuser'-Ekstasen ist hier kein Platz mehr, wohl aber für das bürgerliche Glück der ‚Meistersinger'. Singen und erleben sei eben ein Unterschied, meint Melanies alte Freundin Friederike. Melanie hat „feine Nerven", sie neigt zu „Überreizungen", aber sie haßt – wie ihr Autor – „sentimentale Verwirrung".[25] So kann die Gefährdung durch das Elementare, deren partieller Ausdruck – nicht deren Ursache – die Wagnersche Musik im Roman ist, aufgehoben werden in einer neuen individuellen und sozialen Sicherheit.

Die Wagner-Anspielungen in ‚L'Adultera' zeigen die hohe gesellschaftliche und literarische Sensibilität Fontanes, der das Werk und die Ausstrahlung des Musikdramatikers bis dahin durch Presseberichte, Opernbesuche und gelegentliche Textlektüre kennengelernt hatte. Auch die weitere Auseinandersetzung Fontanes mit Richard Wagner muß in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dessen Publikumswirkung gesehen werden. Die briefliche Bemerkung vom 2. Juni 1881 über den „R. Wagner-Enthusiasmus und -Schwindel"[26] ist ein unmittelbarer Reflex auf die begeistert aufgenommene Berliner ‚Ring'-Inszenierung Angelo Neumanns im April und Mai dieses Jahres; die intensive sommerliche Lektüre des ‚Rings' wird ebenfalls durch dieses Theaterereignis angeregt worden sein. In zwei Briefen – an seine Frau[27] und an Karl Zöllner[28] – berichtet Fontane ausführlich über seine Eindrücke und Folgerungen; sein Fazit ist aufs Ganze gesehen zwar negativ, gleichgültig aber läßt ihn die Lektüre nicht. Fontane erkennt klar Wagners Intention, im Gewand des Mythos menschheitliche Probleme schlechthin zu behandeln, und er spürt, daß dafür die Musik Entscheidendes beizutragen hat. Auch der Schluß, daß Wagner in seinen Gestalten, vor allem in Wotan seine eigene Lebensproblematik darstelle, ist – trotz fehlender Begründung im einzelnen – nicht so falsch, wie es manche Wagnerforscher hinstellen.[29] Gedankliche Ambitionen einerseits, kompositorisches Geschick und par-

tielles stilistisches Können andererseits werden Wagner durchaus zugestanden. Was Fontane dennoch zu einem negativen Urteil bewegt, ist zum einen das Fehlen der „Aether-Sphäre der Kunst", zum anderen das Verfehlen der selbstgestellten ambitiösen poetisch-philosophischen Aufgabe. Im ersten Punkt wird ganz offensichtlich die Poetologie der „Verklärung" zum Gradmesser für die Bewertung. Was das „große Ziel, das Welten-Räthsel und das erlösende Wort" angeht, so läuft es nach Fontanes schnoddriger Formulierung auf den ernüchternden Satz hinaus: „Vater, koof mir 'nen Appel" – wobei unklar bleibe, ob Wagner überhaupt an einen Apfel und nicht eher an einen sauren Hering denke.[30] Ernsthafter formuliert, läßt sich Fontane zufolge der philosophische Gedanke des ‚Ring' auf „zwei ganz gewöhnliche Sätze" reduzieren: „Satz 1 ist die alte Eva-Geschichte, sündiges Verlangen und die bekannten Consequenzen. Satz 2 hat durch Feuerbach einen viel prägnanteren und viel geistreicheren Ausdruck empfangen: ‚Ob Gott die Menschen schuf, ist fraglich, daß sich die Menschen ihren Gott schaffen, ist gewiß.'"[31] Damit ist in der Tat der „ideelle Kern der Ring-Tetralogie [...] scharfsinnig herauspreparіert", wie der Wagner-Forscher Dieter Borchmeyer konzidiert;[32] die Kritik Fontanes richtet sich darauf, daß Wagner im ‚Ring' anders als in den ‚Meistersingern' an der Doppelaufgabe, beide Sätze poetisch-mythologisch miteinander zu verbinden, gescheitert sei. Darüber kann man streiten, zumal, wenn die eigentliche Leistung Wagners – die musikdramatische Verarbeitung – außer acht bleibt; dem nüchtern denkenden Fontane jedenfalls leuchtet die Prägnanz des Feuerbachschen Satzes ungleich mehr ein als die Wagnersche Privatmythologisierung.

Zwar macht Fontane in den ‚Ring'-Briefen nicht darauf aufmerksam, wie gut die Rheintöchter des ‚Rheingolds' zu den von ihm selbst mit großem Interesse bedachten Melusinen-Figuren passen; in seinem fast gleichzeitig entstehenden Romanentwurf ‚Oceane von Parceval' (Jahreswende 1881/1882) jedoch wird der Bezug Wagners zum Thema des Elementaren deutlich herausstellt. Der Melusine-Komplex dient als Quasimythos zur Poetisierung der Problematik des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft einerseits, Natur und Kunst andererseits; gerade hier – und dies wurde in der Forschung bisher nicht beachtet – bietet sich Wagner als Modell an. Oceane, die in Dänemark geborene Tochter einer englischen Mutter und eines französischen Vaters, seines Zeichens Spezialist für Wasserbaukunde, wird von Fontane als „moderne Melusine" entworfen, die „statt des Gefühl nur die *Sehnsucht* nach dem Gefühl" hat, als ein Elementargeist, der sich vergeblich ins „Schön-Menschliche" einreihen will und dadurch tragisch erscheint.[33] Die Figur des Germanisten Dr. Felgentreu wird – in humoristischer Transponierung – als Antiwagnerianer mit Wagnerschen Interessen gezeichnet: als Edda-Leser, der aus diesem germanischen Epos seine Anschauung „von der Wirksamkeit des Elementaren auch in der Menschennatur" herübergenommen hat, mit anderen Worten als Anhänger des Pantheismus und Naturkultus.[34] Oceane ist – vielleicht aus Not – Schopenhauer-Anhängerin, sie zieht das Leben in Bildern dem ihr verschlossenen wirklichen Leben vor, hält ein „ruhiges Schauen und Betrachten" für eine „höhere Lebensform" und fühlt sich in

in ihrem „amphibialischen Zustand" am wohlsten.[35] Ihre englische Mutter freilich ist „trotz Wagners tetralogischer Warnung" auf alles versessen, „was Alberich hütet".[36] Als man bei einem Spaziergang im Wald an einem katholischen Kruzifix vorbeikommt, wendet sich Oceane vor dieser „Schaustellung", diesem „Jahrmarktsbildartige[n]" mit einem Mißbehagen ab.[37] Zugleich fühlt sie sich von der „große[n] Lehre vom Blut des Erlösers" bedrängt: „[...] mir ist es, als blicke er in meine Seele und frage, wie steht es drin? was tust du? wie folgst du meinem Beispiel? wo bleibt dein Blut?"[38] Aber die „trennende Kluft" ist nicht zu überbrücken. Fast könnte man Oceane als einen Gegenentwurf zur Kundry des im selben Jahr uraufgeführten ‚Parsifal' verstehen: diese ist die Ur-Eva, die sich nach Erlösung vom Fluch der (erotischen) Erbsünde sehnt und sie im Tod erlangt, jene gleichsam die Inkarnation des Elementaren vor dem Sündenfall mit der Sehnsucht nach dem principium individuationis – ohne Fluch, aber auch ohne den Segen der menschlichen Gemeinschaft. Im entscheidenden 5. Kapitel des Romanentwurfs tritt Oceane als Sängerin auf; anschließend diskutiert man über Kunstgeschmack. Oceanes Freund – offenbar Felgentreu – nimmt das Wort: „Eine entzückende Seite in unsrer modernen Kunst ist das Hervorheben des Elementaren. Das Hervorheben seiner ewig sieggewissen Macht über das Individuelle, das Menschliche, das Christliche."[39] Von Ausnahmen abgesehen finde man diesen Zug in der klassischen Dichtung nicht; das dort vorkommende Spukhafte, das Gespensterwesen – etwa in Bürgers ‚Lenore' – stehe dem Menschlichen und Religiösen als „Nachtseite" der „Lichtseite, die wir Glauben nennen", viel näher und habe mit dem Elementaren nichts zu tun. Aber in „Wagner (den ich aus mehr als einem Grunde perhorresziere) haben wirs überall" – an dieser Stelle des Entwurfs sollten offenbar Beispiele eingefügt werden.[40] Der kritische Wagnerkenner Felgentreu entwirft dann im Scherz eine Theorie der menschlichen Verkörperung des Elementaren, die von Oceane durchaus ernstgenommen wird: „Wenn ich mir gefallen lassen muß, ein Hecht oder ein Karpfen gewesen zu sein, so kann ich auch eine Woge gewesen sein. Es gibt mehr Wogelinden, als Sie glauben, und wer da meint, sie müßten ein laweia singen und wären ein für allemal an einem eialaweia zu erkennen, der irrt sich. Es gibt ihrer, die sehr gescheit zu sprechen wissen und jeden Augenblick ein Buch über die dogmatisch heikelsten Punkte schreiben können. Sie necken sich mit Alberich, aber ich kenne welche, die bei Hillbrich [einem beliebten Berliner Café in der Leipziger Straße] die Zeitung lesen."[41] Oceane zieht am Ende die Konsequenz aus ihrer Natur: sie taucht als Woge in ihr altes Element zurück.

Auf die Wagner-Anspielungen in den Romanen ‚Graf Petöfy' (1883), ‚Cécile' (1886) und ‚Unwiederbringlich' (1890) kann ich aus Zeitgründen nicht eingehen. Die Vorliebe des „Musterstücks einer Bourgeoisie" Jenny Treibel für ‚Lohengrin' und ‚Tannhäuser' ist – ähnlich wie Wilibald Schmidts epigonales Lied und dessen litaneihafter Vortrag durch Jenny – als Ausdruck der Trivialisierung von Kunstwerken im Prozeß der bourgeoisen Kommerzialisierung des Kulturbetriebs zu verstehen. Interessante Nuancierungen der Wagner-Anspielung finden sich in Fontanes beiden

letzten Romanen, in ‚Effi Briest' und ‚Der Stechlin'; davon soll abschließend die Rede sein.

In ‚Effi Briest' (1894) dominieren an den entscheidenden Stellen Heine-Zitate, sie erhalten eine strukturelle Bedeutung, die an die elaborierte Zitierweise Thomas Manns heranreicht.[42] Gleichwohl wird auch Wagner ins Spiel gebracht, und dies keineswegs, wie Hans-Heinrich Reuter unterstellt, nur deshalb, um in der Figur Innstettens Wagners Werk als „Ausdruck eines skrupellos-‚männlichen' Ehr- und Machtstrebens" zu kritisieren.[43] Effi selbst gehört wenigstens partiell wie fast alle interessanten Frauenfiguren Fontanes in den Umkreis der Melusinenproblematik; sie lebt aus der elementaren Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, auch die Affäre mit Crampas kann diese Sehnsucht nicht stillen. Als sie von Innstetten wegen seines Besuchs bei Bismarck in Varzin im Spukhaus zu Kessin alleingelassen wird, stößt sie in einem Reisehandbuch auf einen Abschnitt über die „Eremitage": „[...] das lockte sie, Bayreuth, Richard Wagner [...]".[44] Freilich wird Effi sogleich auf den Gegenstand ihrer gesellschaftlich determinierten Angst zurückverwiesen, indem von der „weißen Frau" die Rede ist: was im erotischen Musikdrama Wagners – vor allem im ‚Tannhäuser' und in ‚Tristan und Isolde', aber auch im ‚Fliegenden Holländer' – mächtigen und suggestiven Ausdruck gewinnt, wird hier in der Erzählung vom Chinesen zum „Angstapparat aus Kalkül".[45] Als im Haus Gieshüblers die gesellschaftlich emanzipierte Trippelli Romantisches zu Gehör bringt, ist darunter neben Heines ‚Ritter Olaf' auch „einiges aus dem ‚Fliegenden Holländer'"[46]: man darf vermuten, daß die Sängerin zumindest Sentas Ballade als Zentralstück des Werks nicht ausgelassen hat, in der die Braut des biederen Jägers Erik in somnambuler Gewißheit ihre Erlösungstat für den immer schon sehnsüchtig imaginierten Holländer vorwegnimmt. Jedenfalls ist Effi in Bezug auf Text und Komposition „wie benommen". Innstetten, der „Wagner-Schwärmer", bittet Effi gelegentlich, ihm nach der Arbeit aus ‚Lohengrin' oder der ‚Walküre' etwas vorzuspielen. Was ihn zu Wagner geführt hat, ist ungewiß: „einige sagten, seine Nerven, denn so nüchtern er schien, eigentlich war er nervös; andere schoben es auf Wagners Stellung zur Judenfrage. Wahrscheinlich hatten beide recht."[47] Damit werden zwei entscheidende Hinweise auf Dominanten der zeitgenössischen europäischen Wagner-Rezeption gegeben: das Stichwort „Nerven" verweist auf den dekadenten Wagnerismus, der von Frankreich aus auch in Deutschland wirkte;[48] das Stichwort „Judentum" ist ein Hinweis auf Wagners antijüdische Polemik seit 1850, die vom Antisemitismus der achtziger Jahre bereitwillig als Argumentationsreservoir ausgenützt und in den „Bayreuther Blättern" seit 1878 in beschämender Weise als Heilslehre verbreitet wurde. Es ist dies übrigens die einzige Stelle, wo Fontane auf Wagners Antisemitismus anspielt. Offenbar begreift er ihn als gesellschaftlichen „Code", den der karrierebewußte Landrat Innstetten mit vielen seiner Standesgenossen teilt und den auch Bismarck – ohne selbst Antisemit zu sein – aus politischen Gründen gelegentlich virtuos handhabt. Die Vorliebe für ‚Lohengrin' mag bereits ein Vorklang auf Diederich Heßlings reichsbewußte Schwärmerei für dieses Werk in Heinrich Manns

Roman ‚Der Untertan' sein; jedenfalls hat sie damit mehr zu tun als mit Hanno Buddenbrooks und seines Autors Verzückung über die romantische Oper schlechthin. Mit der ‚Walküre' wird auf das Romangeschehen selbst vorgedeutet: Innstetten fiele die Rolle Hundings zu, der den (inzestuösen) Ehebruch Sieglindes mit Siegmund unter Mithilfe des normgebundenen Wotan rächt.

In ‚Effi Briest' thematisiert Fontane das Problem der gesellschaftlichen Norm und ihres Verhältnisses zum Elementaren, ein Problem, das in anderer Form eine Dominante vor allem des Wagnerschen ‚Ring' bildet. Entgegen der ausdrücklichen, brieflich bekundeten Intention Fontanes hat man Innstetten als negative Gegenfigur Effis verstanden, während der Autor selbst offenbar alle drei Protagonisten – Innstetten ebenso wie Effi und Crampas – als Opfer von überindividuellen Zwängen verstanden wissen wollte: Innstetten steht unter dem Bann der „preußischen Idee", des „tyrannisierenden Gesellschafts-Etwas"[49], Crampas ist der Don-Juan-Rolle verfallen, Effi schließlich leidet unter dem Zwiespalt, einerseits den Normen der – durchaus anerkannten – Gesellschaft nachkommen zu wollen und andererseits die Sehnsucht nach dem Elementaren in sich nicht unterdrücken zu können. Während Crampas vorwiegend Heine-Zitate zugeordnet werden, sind sowohl Innstetten wie Effi Wagner-Schwärmer, freilich von ganz unterschiedlichen Antrieben aus – Zeichen für die extreme Spannweite des musikdramatischen Werks Wagners.

Mit seinem letzten Roman ‚Der Stechlin' (1897) nimmt Fontane das Melusinen-Thema des ‚Oceane'-Entwurfs wieder auf, führt es allerdings insofern zu einem anderen Ende, als Melusine von Barby im Gegensatz zu Oceane ihre unerfüllte Sehnsucht nach der Integration des Elementaren im menschlichen Leben in soziales Engagement überführt: Eros wird zur Agape. Es ist nur konsequent, daß auch hier in mehrfacher Weise auf Wagner angespielt wird. Als Woldemar einen Besuch bei den Barbys macht, sind Armgard und Melusine gerade dabei, in die Oper zu gehen – in ‚Tristan und Isolde'. Melusine dämpft sofort mögliche Assoziationen, indem sie die Frage des Bleibens oder Gehens als heikler hinstellt denn die Frage des Gehalts der Oper: das Modell der erotischen Todesverfallenheit im Zeichen der Nacht wird von vornherein abgewehrt, es findet weder auf Melusine noch auf Armgard und Woldemar Anwendung.[50] Beim nächsten Besuch stößt Woldemar auf die humoristische Figur des Doktor Wrschowitz. Er ist Armgards und Melusines Klavierlehrer, außerdem Komponist und „scharfer Wagnerianer".[51] Sein Vater, „ein kleiner Kapellmeister an der tschechisch-polnischen Grenze", war Verehrer des dänischen Komponisten Niels Wilhelm Gade (1817–1890), der in den vierziger Jahren in Leipzig von Mendelssohn und Schumann gefördert wurde und von 1844 bis 1848 neben und nach Mendelssohn Dirigent der Gewandhauskonzerte war: Grund genug für den alten Wrschowitz, den Sohn nach diesem Vorbild zu taufen. Richard Wagner hatte Gade in Dresden 1846 kennengelernt, als dieser seine denkwürdige Aufführung der 9. Symphonie von Beethoven besuchte und mit großem Beifall bedachte. Noch 1855 – beim Besuch Hans Christian Andersens in Zürich – scheint Wagner auf Gade nicht schlecht zu sprechen gewesen zu sein.[52] Im Zuge der

Ablehnung Mendelssohns mußte jedoch auch Gade schließlich dem Verdikt verfallen, weniger durch Wagner selbst als durch seine Anhänger. So ist auch für Wrschowitz der Däne „Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden", der Klavierlehrer promoviert, um ja den gehaßten Vornamen nicht mehr in Erscheinung treten lassen zu müssen, ja er dehnt seine Idiosynkrasie auf alles Skandinavische schlechthin aus – eine Pointe, die möglicherweise auf den Antagonismus Ibsen – Wagner bzw. „Freie Bühne" – Bayreuth gemünzt sein könnte. Sicher ist Wrschowitz – wie Hans-Heinrich Reuter sagt – eine „Karikatur"; das heißt jedoch keineswegs, daß Fontane ihn und seinen Wagnerismus deshalb pauschal ablehnte.[53] Der alte Barby schätzt Wrschowitz, weil er trotz seiner Schrullen fein und gebildet und „weil er anders ist wie andre".[54] Sein Haß gegen das „Sentimentalle"[55], den Woldemar ausdrücklich teilt, verbindet ihn durchaus mit Fontane, ebenso seine Apologie von „Frondeurs"[56] und die – freilich extreme und einseitige – Neigung zur „Krittikk".[57] Daß Wrschowitz – übrigens ein Verehrer Fritz Reuters wie Fontane[58] – fasziniert auf die Erzählung Woldemars von den vornehmen „Weltbeziehungen" des Stechlin-Sees reagiert, spricht ebenfalls für ihn, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß Fontane gegenüber Carl Robert Lessing ausdrücklich den See als „Leitmotiv" für den Roman bezeichnet.[59] Der Begriff des „Leitmotivs", den Fontane fälschlicherweise als direkt von Wagner stammend ansieht, wird von ihm übrigens seit Beginn der achtziger Jahre benutzt – unspezifisch, meist als Synonym für „Grundidee". Er folgt darin einem modischen Trend, der 1876 mit den ersten Bayreuther Festspielen einsetzte.

‚Der Stechlin' endet im milden Licht eines humanen Sozialpakts; das Elementare im Symbol des Stechlin-Sees bleibt als ewige Möglichkeit erhalten, es beherrscht aber nicht das Leben der Gesellschaft. Fontane verweist hier – bei aller Anerkennung der untergründigen Potenz des Triebhaften, die zur gleichen Zeit von Sigmund Freud analysiert und bereits Jahrzehnte früher von Wagner im Musikdrama intuitiv zur Sprache gebracht wurde – auf eine Möglichkeit der Sublimierung: nämlich auf die soziale Ausstrahlung individueller Liebe. Das Wir-Gefühl tritt an die Stelle der Ich-Bezogenheit.

Fontanes Alterswerk läßt sich der großen englischen, russischen und französischen Romandichtung des 19. Jahrhunderts als „literarisch-gesellschaftskritische, soziale Welt" zuordnen. Diesem „europäischen" Beitrag zur „Monumental-Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" stellt Thomas Mann in seinem Vortrag zur Züricher Aufführung des ‚Rings' 1937 die Musikdramen Wagners als spezifisch „deutschen" Beitrag gegenüber.[60] Mit dem Begriff „deutsch" hat Thomas Mann bereits 1910 „das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische" umschrieben. Es ist die Welt der deutschen Romantik von Novalis bis Eichendorff und E. T. A. Hoffmann, die hier angesprochen wird. Fontanes Romantikbegriff dagegen ist – nach Thomas Mann – romanisch geprägt, nämlich „eine Cyrano-de-Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock für heiße Verfehlungen, kommen darin vor. Aber ihr Grundwesen ist Rationalismus, ist heiterer Geist und freie Sinn-

lichkeit [...]".[61] Diese Romantikauffassung hat viel mit dem kritischen Romantikbegriff Heinrich Heines gemein. Wagner hingegen verleugnet Heine und stützt sich auf Novalis, Friedrich Schlegel und vor allem E. T. A. Hoffmann, der die Idee eines Gesamtkunstwerkes bereits vorgeprägt hat. Die „unendliche Melodie" Wagners, seine „Kunst des tönenden Schweigens", das durchgängige Pathos seiner Sprache sind dem rationalen, höchst nuancenreichen Dialogprinzip des Schriftstellers Fontane in keiner Weise verwandt – es sind zwei Welten, trotz des beiderseitigen Interesses für die Probleme des Elementaren und der Kritik am Materialismus der zweiten Jahrhunderthälfte.

Im Sinne der Metaphorik, die den Begriffen „europäisch" und „deutsch" bei Th. Mann anhaftet, ist Fontane kein deutscher, sondern ein europäischer Autor. Auch wenn Thomas Mann im Zusammenhang seines ‚Ring'-Vortrags Fontane nicht ausdrücklich nennt, beginnt in seinem eigenen Werk bereits seit Ende des Ersten Weltkrieges gewissermaßen die „Fontane-Linie" über die „Wagner-Linie" zu dominieren. Die „tapfere Modernität" des alten Fontane, von der Thomas Mann 1910 gesprochen hat, bietet eine bessere Basis zur Bewältigung der Zukunftsprobleme als die Ideologeme des alternden Zukunftsmusikers. Der Skeptiker Fontane behält – so gesehen – recht gegenüber dem „endzeitsüchtigen Anarchisten"[62] Wagner, auch wenn er den musikalischen Kern seines Werks nie verstanden hat.

Anmerkungen

1 Brief an Emilie Fontane vom 27. Juli 1889. In: Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe. 2. Aufl. Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1970 ff. Im folgenden abgekürzt HFA. Hier Bd. IV,3 S. 705 f.

2 Brief an Karl Zöllner vom 19. August 1889, ebd. S. 711–714, hier S. 712 f.

3 Brief an Georg Friedlaender vom 20. August 1889, ebd. S. 715.

4 Ebd. S. 715.

5 Brief an Zöllner (= Anm. 2) S. 713.

6 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. – 2 Bde. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1968. S. 718 f.

7 Vgl. etwa Martin Gregor-Dellin: Richard Wagner. Sein Leben Sein Werk Sein Jahrhundert. – München: Piper 1980. S. 360. – Dieter Borchmeyer: Das Theater Richard Wagners. Idee – Dichtung – Wirkung. – Stuttgart: Reclam 1982. S. 317 ff. und 397 f.

8 Gregor-Dellin, Wagner (= Anm. 7) S. 325 ff.

9 Vgl. Brief an Karl Zöllner vom 13. Juli 1881; HFA IV,3 S. 157 Anm.

10 Theodor Fontane: Sämtliche Werke. – Hrsg. v. Rainer Bachmann, Edgar Groß, Charlotte Jolles, Hermann Kunisch, Jutta Neuendorff-Fürstenau, Kurt Schreinert, Wilhelm Vogt. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1959 ff. Im folgenden abgekürzt NFA. Hier Bd. XXI/2 S. 858.

10a Im September 1984 fand im Haus der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg ein von Walter Müller-Seidel organisiertes Fontane-Kolloquium statt (vgl. Heft 39 S. 97–105), bei dem der Vortrag – mit kleinen Abänderungen – ebenfalls gehalten wurde. Im folgenden Sammelband findet sich eine stark erweiterte Fassung.

11 Thomas Mann: Der alte Fontane. – In: Mann, Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie. 3 Bde. Frankfurt a. M.: Fischer 1968. (= Moderne Klassiker 113–115). Bd. 1, S. 36–55, hier S. 38.

12 Thomas Mann: Anzeige eines Fontane-Buches. – In: Mann, Schriften (= Anm. 11) Bd. 1, S. 102–110, hier S. 108.

13 Mann, Der alte Fontane (= Anm. 11) S. 54.

14 Thomas Mann: Richard Wagner und der ‚Ring des Nibelungen'. – In: Mann, Schriften (= Anm. 11) Bd. 2, S. 231–250, hier S. 248.

15 Mann, Der alte Fontane (= Anm. 11) S. 55.
16 Mann, ‚Ring des Nibelungen' (= Anm. 14) S. 248.
17 Vgl. Fontanes Rezension von Theodor Hermann Pantenius ‚Das rote Gold' (1881); NFA XXI/2 S. 223.
18 Vgl. etwa Anna Jacobson: Nachklänge Richard Wagners im Roman. – Heidelberg: Winter 1932. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, N. F. H. 20). S. 17–19. Hier wird sogar von einem „warmen Interesse" Fontanes für Wagner gesprochen (17).
19 Heide Eilert: Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera'. – In: Jb. d. dt. Schillergesellschaft 22 (1978) S. 494–517.
20 Ebd. S. 501.
21 HFA I,2 S. 49.
22 Ebd. S. 73 f.
23 Eilert, Im Treibhaus (= Anm. 19) S. 515.
24 HFA I,2 S. 111.
25 Ebd. S. 122.
26 Brief an Hermann Wichmann; HFA IV,3 S. 134.
27 Brief vom 28. Juni 1881; ebd. S. 152.
28 Brief vom 13. Juli 1881; ebd. S. 154–157.
29 Vgl. etwa Borchmeyer, Das Theater (= Anm. 7) S. 318.
30 Brief an Zöllner (= Anm. 28) S. 156.
31 Ebd. S. 156 f.
32 Borchmeyer, Das Theater (= Anm. 7) S. 318 f.
33 NFA XXIV S. 284 f.
34 Ebd. S. 285.
35 Ebd. S. 289.
36 Ebd. S. 291.
37 Ebd. S. 292 f.
38 Ebd. S. 293.
39 Ebd. S. 294.
40 Ebd. S. 294.
41 Ebd. S. 296.
42 Vgl. dazu Hans Otto Horch: „Das Schlechte ... mit demselben Vergnügen wie das Gute". Über Theodor Fontanes Beziehungen zu Heinrich Heine. – In: Heine-Jb. 1979 S. 139–176, insbes. S. 159–168.
43 Reuter, Fontane (= Anm. 6) S. 652.
44 HFA I,4 S. 70.
45 Ebd. S. 134.
46 Ebd. S. 92.
47 Ebd. S. 103.
48 Vgl. dazu Erwin Koppen: Dekadenter Wagnerismus. Studien zur europäischen Literatur des Fin de siècle. – Berlin, New York: Walter de Gruyter 1973. (= Komparatistische Studien Bd. 2). S. 88 f., 278–339.
49 HFA I,4 S. 236.
50 HFA I,5 S. 113 f.
51 Ebd. S. 128.
52 Vgl. Gregor-Dellin, Wagner (= Anm. 7) S. 221, 403 f.
53 Reuter, Fontane (= Anm. 6) S. 329.
54 HFA I,5 S. 128.
55 Ebd. S. 129 f.
56 Ebd. S. 132.
57 Ebd. S. 132.
58 Vgl. ebd. S. 131.
59 Brief vom 8. Juni 1896; HFA IV,4 S. 562.
60 Mann, ‚Ring des Nibelungen' (= Anm. 14) S. 249.
61 Mann, Der alte Fontane (= Anm. 11) S. 50.
62 Gregor-Dellin, Wagner (= Anm. 7) S. 552.

Otfried Keiler (Berlin)

Wir können weder auf die Entdeckungen der Wissenschaft, noch auf die Entdeckungen der Künste verzichten.

K. Hager

Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen.

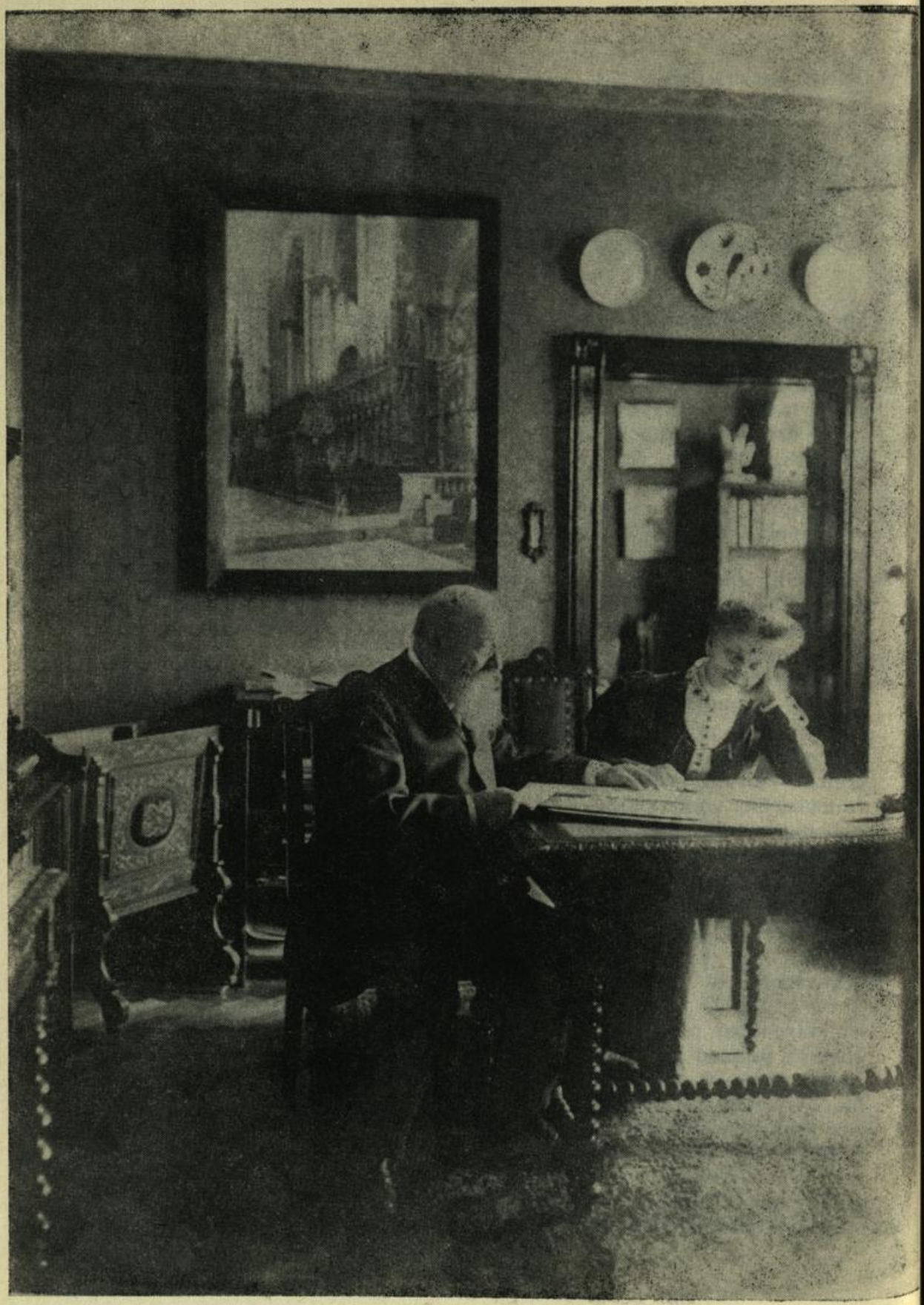
Th. Fontane

50 Jahre Fontane-Archiv in staatlichem Besitz

Am 18. Dezember 1935 wurde das Fontane-Archiv als eine staatliche Einrichtung der Brandenburgischen Provinzialverwaltung begründet. Sein erster Leiter, Hermann Fricke, und andere Mitarbeiter konnten bis zum Jahre 1941 verdienstvolle Studien im engen Kontakt mit Friedrich Fontane, dem jüngsten Sohn Theodor Fontanes, vornehmen. Er starb im September. Im selben Monat dringen die faschistischen Armeen in die Sowjetunion ein, waren viele Staaten Europas wie die Tschechoslowakei und Polen, Dänemark und Norwegen, Teile Frankreichs und der Beneluxstaaten bereits unterjocht. Seit August 1940 wurden englische Städte zerbombt, und die Annexion Jugoslawiens und Griechenlands strebte ihrem Höhepunkt zu. Namhafte Fontane-Forscher waren aus Deutschland vertrieben worden, jüdische Korrespondenzpartner des Dichters (wie Friedlaender) wurden an versteckter Stelle zitiert, „völkische" Töne schlichen sich in die Publikationen ein.

Nicht nur Bücher haben ihre (historischen) Schicksale. Als der Krieg zurückschlug, mit den Bombengeschwadern der Alliierten, bald darauf mit den geschlagenen deutschen Armeen über die ehemaligen Landesgrenzen zurückkam, war auch das Schicksal der wertvollen Fontane-Autographen vorgezeichnet. In Kisten verpackt, sollten sie im Keller eines Arbeiterwohnheimes bei Müncheberg bewahrt werden. *Nach* den Kampfhandlungen, als die Soldaten nach Berlin weitergezogen waren, bemächtigten sich dunkle Elemente der Schätze, wurde unersetzbares Kulturgut geplündert, verschleppt und bald darauf auf den schwarzen Märkten zum Verkauf angeboten.

Die Rettung der verbliebenen Bestände, der grundlegende Neuaufbau des Archivs, die Vergrößerung der ehemaligen Teilsammlungen und die Entwicklung hin zu einem Zentrum der internationalen Fontane-Forschung ist untrennbar mit dem Namen seines neuen Leiters, mit Bibliotheksrat Joachim Schobeß verbunden. Der Erfolg seiner leidenschaftlich betriebenen Bemühungen war und ist gebunden an das prinzipielle Interesse, das die Vertreter der neuen Staatsmacht in der Deutschen Demokratischen Republik dem Projekt gegenüber bezeugten. Zu seinem 75. Geburtstag zeichnete die Regierung der DDR den verdienstvollen Bibliothekar mit dem Vaterländischen Verdienstorden aus. Zu allen Zeiten nach 1945, unter wechselnden Aspekten, erfuhr das humanistische Erbe des Schriftstellers Theodor Fontane eine hohe Wertschätzung. Um die Wirkungen



Karl Emil Otto Fritsch und seine Frau Martha Fontane
in ihrer Berliner Wohnung

in die Gegenwart hinein war man bemüht, was der Suche nach dem Wiedererwerb zugute kam. Etwa zwei Drittel der verloren gegangenen Bestände konnten zurückgeholt oder zurückgekauft werden. Neue Materialien, die vor dem Kriege nicht in Potsdam deponiert waren, kamen hinzu. Es schien so, als könnten die Folgen der Nachlaßzersplitterung – wenn auch nicht aufgehoben, so doch eingeschränkt werden.

Es lohnt sich, einen Blick in die Geschichte des Fontane-Nachlasses zu werfen, um zu verstehen, welche Grenzen uns heute gesetzt sind. Wichtige Materialien, wie mehrere der großformatigen Tagebücher, Werkentwürfe und Werkmanuskripte, die Fontane erwähnt, müssen als verloren gelten. Andere Handschriften sind verstreut oder werden getrennt aufbewahrt, was eine komplexe Erschließung erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Daher sehen wir unseren gesellschaftlichen Auftrag in den 80er und 90er Jahren darin, die Zentralisierung von Archivgut voranzutreiben, die Pflege sowie Restaurierung zu sichern und die komplexe Erschließung zusammengehöriger Materialien zu beginnen, die kritische Edition und Publikation der heute weltweit gewordenen Bemühungen zu fördern und über die „Fontane-Blätter" und andere Publikationen zum Wohle von Lehre und Forschung, aber auch zum Wohle des sich ständig erweiternden Kreises der Fontaneleser bekannt zu machen.[1] 1983 erschien eine chinesische Übersetzung von „Effi Briest", 1984 die japanische Übersetzung des „Stechlin". Erstaunlich viele Übersetzungen ins Italienische stehen neben gesamteuropäischen Bemühungen um ein Gesamtverzeichnis der Briefe, die – gäbe es eines Tages doch noch eine umfassende Briefausgabe – einen Teil der verlorenen Tagebücher insofern ersetzen könnte, als darin eine unverwechselbare Autobiographie des Künstlers Fontane enthalten ist. Die in Potsdam aufbewahrten Arbeits- oder Notizbücher könnten hinzutreten, und im Zusammenhang mit unerschlossenem Material in den Werkmanuskripten (bzw. auf den Rückseiten dieser Papiere) ist es denkbar, auch andere Lücken zu schließen, die durch fehlende Briefe und andere Texte heute noch unüberbrückbar scheinen. Größere Einzelgruppen des Gesamtwerkes, die demnächst publiziert werden, wie das lyrische Werk, werden bei der Datierung und Bewertung anderer Werk-Teile helfen. Die Fontane-Philologie steht in diesem Sinne vor einer neuen Entwicklungsetappe, die auf allen wertvollen Arbeiten der Vergangenheit aufbaut.

Kein Autor des 19. Jahrhunderts neben Fontane habe in den siebziger Jahren so sehr im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gestanden, stellt das Jahrbuch für internationale Germanistik fest. Nicht einbezogen sind dabei die zahlreichen Fontane-Verfilmungen, die nun mit schöner Regelmäßigkeit über die Massenmedien zu uns kommen. Das vertiefte bzw. sich vertiefende Interesse an preußisch-deutscher Geschichte, das in der DDR neue Freundesgruppen und Fontane-Kreise hervorgebracht hat, kommt hinzu.

In diesen Rezeptionsprozeß ordnen wir unsere Bemühungen ein. Am Anfang steht immer die Suche und Verzeichnung der Handschriften. Wir appellieren an Archive und Bibliotheken, unsere Bemühungen mit guten Kopien zu unterstützen. Wir danken privaten Sammlern aus Nah

und Fern für ihr Verständnis, wenn sie Gleiches tun, um der Gesamtheit zu dienen. Und wir verweisen auf die Schrittmacher in diesem Prozeß, die nachfolgend genannt werden. Bereits 1902, vor mehr als 80 Jahren, waren sich führende Köpfe darin einig, daß ein Erbe wie das vom Range Theodor Fontanes nicht wenigen gehören darf.

Nachlaß und Archivgründung

Der bekannte Berliner Theaterkritiker, Nachfolger Theodor Fontanes bei der Vossischen Zeitung und spätere Burgtheaterdirektor in Wien, Paul Schlenther, schrieb in einem Brief an Martha Fritsch (geb. Fontane, einzige Tochter des Dichters) am 4. 3. 1902 zur Hinterlassenschaft Theodor Fontanes und zur Aufgabe der Nachlaßkommission:

> „Soweit dieser Nachlaß Eigenthum ist, gehört er den Erben, soweit er ein öffentliches Interesse hat, unterliegt er den Bestimmungen der Commission. [...] So liegen nach meiner Ansicht die Kompetenzen. Keineswegs aber ist der literarische Nachlaß eines Dichters vom Range Th. F's ausschließlich Familienpapier, sondern er gehört auch zur Geschichte der Cultur seiner Zeit und seines Volkes. In diesem Sinne hat die Commission zu walten."[2]

Hinter diesen Zeilen verbergen sich divergierende Interesse der Erben; Spannungen, die Fontane insofern mit hervorgerufen hat, als er seine Söhne Theodor und Friedrich, letzterer verlegte als Verlagsbuchhändler die Werke des Vaters, nicht für die Arbeit in der Nachlaßkommission vorgesehen hatte. Darüber berichtet ein interessanter Privatdruck eines anderen Kommissionsmitgliedes:

> „Es sei hier gleich angefügt, daß er (Theodor Fontane) bei Besprechung des Testaments angeordnet hatte, daß alle ungedruckten Schriftstücke, die in seinem Nachlaß vorgefunden würden, verbrannt werden sollten. Ich wußte nun, daß er öfter über ein gerade aktuelles seine Gedanken niedergeschrieben hatte. Und so hofften wir im Freundeskreis, daß sich noch eine erhebliche Anzahl solcher wertvoller Äußerungen vorfinden würde.
>
> Seine Verfügung schreckte mich also, und ich sah mich nach einem Ausweg um. Denn hätte ich ihm etwa mit jener Begründung widersprochen, so wäre eine Änderung ausgeschlossen gewesen.
>
> Ich legte ihm also den Entwurf nach seinem Wunsche vor, und zwar erst nach einigen Tagen, und machte hierbei meine Bedenken geltend. Ich wies darauf hin, daß Effi Briest gerade fertig sei und noch einer letzten Überarbeitung unterworfen werden sollte, die im Notfall seine Tochter erledigen könnte. Wenn ihm nun vor der Drucklegung plötzlich ein Unglück zustieße, müßte das Manuskript vernichtet werden, und seiner Frau und Tochter ginge eine sehr erhebliche Einnahme verloren.
>
> Das machte ihn stutzig. Und als er nach einem Ausweg fragte, schlug ich ihm vor, eine Kommission aus zwei Mitgliedern seiner

Familie und einem literarischen Beirat, wie Schlenther oder Brahm, zu bestellen, und dieser die Entscheidung über den ungedruckten Nachlaß zu überlassen. Er gab seine Zustimmung und ernannte zu diesem Zwecke seine Tochter, Paul Schlenther und mich zu seinen Nachlaßvollstreckern."

Eine handschriftliche Bemerkung von Friedrich Fontane auf der gleichen Seite unten kommentiert diesen Vorgang:

„Das segensreiche (?) Wirken der Kommission hat nur bis 1916 gedauert. Mit Schlenthers Tode flog sie auf! — Denn die beiden Überlebenden — meine Schwester u. Meyer — verabsäumten es, sich durch Zuwahl eines Dritten zu kooptieren. Da Anfang 1917 auch meine Schwester verstarb, blieb nur noch Meyer übrig. — Als nach Jahren mein Bruder (Theodor Fontane jun.; O. K.) die Kommission wieder aufleben lassen wollte, — und zwar durch seinen und seines Freundes Pniower Beitritt -, widersetzte ich mich dem. Auch sein Freund Meyer, der Verfasser des Testaments, mußte wohl oder übel die Berechtigung meines Einspruchs anerkennen.

Fr. F.."[3]

Am 9. 7. 1900, als Frau Emilie noch lebte, hatte Paul Schlenther an Justizrat Paul Meyer und über diesen an die Erben geschrieben:

„Was Theodor Fontane betrifft, so bin ich entschieden dafür, alles bisher Unpublizierte einer Gesamtausgabe vorzubehalten und nichts zu verzetteln. Was die Firma F. F. & Co. jetzt etwa daran verlöre, würde sie später daran gewinnen. Diese Gesamtausgabe, für deren philologische Herstellung ich Pniower empfehle [den späteren Direktor des Märkischen Museums Berlin; O. K.], müßte nach Form und Inhalt ein Kleinod der deutschen Nation werden ... Diese Gesamtausgabe kann, ähnlich wie unsere Ibsen-Edition, peu à peu erscheinen: alle halben Jahre höchstens ein Band."[4]

Leider kam es anders. Die erste Ausgabe der Fontane-Briefe aus dem Jahre 1905, die „Familienbriefe", sind wie ihr Nachfolger, die „Freundesbriefe" 1910, in einem „nahezu skandalösen Zustand ediert worden. Namen waren verschlüsselt oder getilgt, Bemerkungen über Familie und Zeitgeschichte abgeschwächt und unterdrückt, ja oft ganze Seiten fortgelassen worden."[5]

Dennoch: Der Erfolg dieser ersten Edition nach Theodor Fontanes Tod führte zu weiteren Plänen, über die ein Protokoll Auskunft gibt, das sich auf Verhandlungen zwischen Paul Schlenther (der die Rechte P. Meyers mitvertrat), Otto Pniower und Friedrich Fontane stützt, die am 8. 7. 1905 im Büro der Firma Fontane & Co. zu Berlin, Taubertstraße 1, stattgefunden hatten. Darin werden vorgesehen: Storm an Fontane, Storm an Heyse, Heyse an Fontane, Heyse an Storm, Fontane an Storm, Fontane an Heyse. Für weitere Ausgaben heißt es, daß „Im Allgemeinen ... nur *bekannte* Persönlichkeiten zu Worte kommen" sollen. Erwähnt werden auch Spielhagen und Liliencron. Dazu sollten noch einmal die Listen für anzuschreibende einstige Briefpartner Fontanes kontrolliert werden. „Als

Grund für das Einfordern soll möglichst an erster Stelle betont werden, daß das Material für das Th. F.'sche Archiv bestimmt ist ... " Man mag in dieser Initiative einen Grundstein für die spätere Archivgründung sehen. Es wird in diesem Protokoll auch die Herausgabe der „hinterlassenen ‚Tagebücher', die aber nur in excerpto nach Anregung des Herrn Prof. Fritsch ins Auge zu fassen sei" erwähnt. Die Entscheidung darüber wurde vertagt. Erneut regt sich die Hoffnung auf Wiederauffindung dieses unersetzbaren Materials, wenn man liest, daß diese Tagebücher kopiert werden sollten und die Materialien zu diesem Zwecke auch schon an Martha Fontane übergeben wurden.

Ehe die Hinterlassenschaft des Dichters zu großen Teilen Eigentum des Volkes werden konnte, gelangten infolge wirtschaftlicher Not der Erben und finanzieller Krisen des Staates Ende der 20er Jahre Handschriften in Privitbesitz, vor allem durch eine Aktion im Jahre 1933.[6] Zum Glück für die Forschung waren andere Verkaufsbemühungen wenig erfolgreich.

Die Geburtsstunde eines öffentlichen Fontane-Archivs schlug am 18. Dezember 1935, als der jüngste Sohn des Dichters, Friedrich Fontane (1864–1941), alle noch vorhandenen Papiere der Brandenburgischen Provinzialverwaltung übergab. Vorangegangen waren vergebliche Verhandlungen mit der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin. Für anfangs 100 000 RM, später 20 000 RM, boten die Brüder Theodor (1856–1933) und Friedrich Fontane „alles noch vorhandene" der Bibliothek an. Das Gegenangebot der Bibliothek betrug 8 000 RM, zahlbar in zehn Jahresraten. Diese Verhandlungen erstreckten sich auf:

a) rund 1 800 Originalbriefe Theodor Fontanes

b) alle anderen Manuskripte, ca. 20 000 Seiten Autographe

c) Vorbereitungen für eine Gesamtausgabe, die Rechte dazu, Abschriften, Erinnerungsstücke, Bilder sowie eine Kartei und andere Erschließungsstücke der Erben, vor allem Friedrich Fontanes

Der Gedanke, daß alles damals Vorhandene, dazu die Werkmanuskripte und der große Schreibtisch des Dichters, mit weiteren Materialien (die die Witwe Emilie Fontane bereits 1902 ins Märkische Museum gegeben hatte, „damit keines der Kinder ... vor den anderen bevorzugt wird") an einem Ort der Forschung zugänglich wären, ist zu bestechend, um ihm nicht nachzuhängen.

1905 (man vergleiche das schon erwähnte Protokoll) waren umfangreiche Bestände bei den Erben und Kommissionsmitgliedern deponiert, wie eine Liste der „Inventur über den an verschiedenen Stellen lagernden literarischen Nachlaß Theodor Fontanes" zeigt, die sich ebenfalls im Nachlaß Friedrich Fontanes fand. Danach lagerten Einzelkonvolute bei dem Geschäftsführer der Kommission, Rechtsanwalt Paul Meyer, bei Fontanes Tochter, Frau Professor Fritsch, aber auch bei der Firma Fr. Fontane & Co.

Martha Fontane und ihr Mann arbeiteten bereits an der Ausgabe der Freundesbriefe, d. h. sie übertrugen Briefe Theodor Fontanes (u. a.) an Stephany, Friedlaender, Rodenberg, Erich Schmidt, Spielhagen, Neumann-

Hofer, Wichmann, S. Schott, Mehring u. Gebr. Paetel, Kletke, v. Merckel, Zöllner, M. Müller u. Schlenther – die der Kommission vorgelegt werden sollten.

Die 8 Tagebücher des Dichters (im Quartformat) konnten ihnen dabei eine Hilfe sein. Aus dem Schlenther-Nachlaß konnten wir vor einigen Jahren Aufzeichnungen der Erben erwerben, die das Zustandekommen der ersten Briefausgaben aufschlußreich kommentieren. Dieses Kapitel der Fontane-Rezeption ist noch nicht vollständig ausgearbeitet worden.[7]

Die Versteigerung von 1933 war einer der großen Schritte zur Zersplitterung des Nachlasses. Plünderungen der Archivbestände am Ende des II. Weltkrieges führten zu unersetzbaren Verlusten.[8] Zwar hatte die Brandenburgische Provinzialverwaltung die Bestände 1939 von Berlin nach Potsdam überführt, Friedrich Fontane, der in Neuruppin lebte, Hermann Fricke, Jutta Fürstenau und Charlotte Jolles waren als Mitarbeiter gewonnen, aber die Verlagerung (1943) und deren Folgen führten dazu, daß ein vollständiger Neuaufbau nötig wurde.

1947 wurde das Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landesbibliothek (ab 1948 Landes- und Hochschulbibliothek) angeschlossen. Dank der außerordentlichen Förderung durch die örtlichen Organe der neuen Staatsmacht in der DDR und des Verständnisses, das die Direktoren Müller, Wülfrath, Skerhut und Dr. Brandes den Restbeständen entgegenbrachten, konnte schon 1948 eine Ausstellung für die breite Öffentlichkeit veranstaltet werden. „Theodor Fontane als Kritiker seiner Zeit" lautete der Titel der Ausstellung, die wie auch andere Bemühungen dieser Jahre darauf gerichtet war, das Erbe dieses großen Humanisten der antifaschistisch-demokratischen Erziehung nutzbar zu machen.

Den Leitern und Mitarbeitern der Abt. Kultur bei den Räten des Bezirkes und der Stadt, Dr. F. Grabe, W. Telle, G. Feilbach u. a. gebührt das Verdienst, alles für die Erweiterung der Benutzungsmöglichkeiten getan zu haben. Minister Fritz Rücker war allen vorangegangen.

Neuaufbau und erweiterte Aufgabenstellung

Als das Archiv 1956 in bessere Räumlichkeiten im Stadtzentrum Potsdam umzog, arbeiteten sein neuer Leiter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, und seine Mitarbeiterin an der vollständigen Neuerfassung und Katalogisierung der Bestände. Mit erheblicher finanzieller Unterstützung und hohem persönlichen Einsatz durch das damalige Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen erfolgten umfangreiche Rück- und Neuerwerbungen. Wo immer sich Diebesgut aus den Plünderungen des Jahres 1945 fand, bemühte man sich um die Ermittlung, Erwerbung oder Vermittlung durch andere Institutionen. (Das Vorkriegsbestandsverzeichnis ist erhalten geblieben.) 1959 übergab das Goethe-Schiller-Archiv Weimar ein Gedichtmanuskript mit 38 Urschriften aus dem vermißten Teil des Verlagerungsbestandes. Andere Einrichtungen übersandten Kopien, Forscher aus aller Welt halfen mit Rat und Tat, so Prof. Schreinert (†) in Göttingen, Prof. Remak aus den USA, Prof. Jolles in London, Freiherr von Stoltzenberg

in Schleswig, Prof. Sagave in Paris u. v. a. Mehrere Tausend Abschriften von Originalhandschriften des Dichters (zumeist Briefe), die nicht ausgelagert worden waren, gewannen in mehrfacher Hinsicht an Wert. Sie halfen bei der Ermittlung der Fehlbestände, indem wichtige Briefe im Zusammenhang gelesen werden konnten. Der Aufbau eines Auskunftsapparates unterstützte die Bemühungen um einen Gesamtüberblick, so daß das Potsdamer Archiv auch in dieser Hinsicht zum Zentrum der neu einsetzenden Forschung wurde.

1962, als ein gedrucktes Bestandsverzeichnis[9] der wieder vorhandenen Handschriften erschien, verbesserten sich die Möglichkeiten der Benutzung sprunghaft. Die großen Gesamtausgaben mit vielen bis dahin unbekannten Texten Theodor Fontanes entstanden auf der Grundlage der seit 1959 reicher gewordenen Sammlungen des Archivs. Besondere Verdienste erwarb sich der Aufbau-Verlag der DDR unter Leitung von Dr. Peter Goldammer, heute von Dr. Gotthard Erler, indem er für seine Ausgaben die gründlichste Textrevision vornahm und zahlreiche ungedruckte Materialien aus dem FA verwendete. Es war und ist ein glücklicher Umstand, daß beide Verleger namhafte Fontane-Forscher sind.[10]

Die intensive Zusammenarbeit mit Verlegern und Forschern aus aller Welt führte zum Auf- und Ausbau weiterer Sammlungen. Die Bestände an wissenschaftlicher Literatur, die den Charakter eines Handapparates schnell sprengten, und eine Zeitungs-Ausschnittssammlung, die bis in die 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurückreicht und ständig ergänzt wird, wurden 1965 in der 2., bedeutend vermehrten Auflage des Bestandsverzeichnisses „Literatur von und über Theodor Fontane" erfaßt.

Das Jahr 1965 bezeichnet den Zeitpunkt, von dem an eine neue Dimension nationaler Wirkung und internationaler Ausstrahlung datiert. In diesem Jahr wurden dem Fontane-Archiv wertvolle Dauerleihgaben der Deutschen Staatsbibliothek und der Universitätsbibliothek Berlin durch die Prof. H. Kunze u. Prof. W. Irmscher übergeben (darunter 67 noch unerschlossene Arbeitsbücher des Dichters). Ein gut besuchtes Symposium krönte die 15jährige unermüdliche Aufbauarbeit[11] von Joachim Schobeß. der das Archiv von 1950 bis 1980 leitete. 1965 erschien auch die erste Nummer der heute in 30 Staaten der Erde gelesenen Zeitschrift „Fontane-Blätter". Mehr als 100 Bibliotheken in aller Welt helfen, diese Publikation bekannt zu machen. Aus einem Freundeskreis des Archivs, in dem neue Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit vorgetragen wurden, wuchs eine Gruppe von Wissenschaftlern zusammen, die sich der Sammlung und Erschließung, der Edition, Interpretation und der Propagierung dieses Werkes verpflichtet fühlte. Dazu zählen Dr. sc. Joachim Biener (Dozent f. Literaturgeschichte an der PH Leipzig), Paul Conrad (†) (Lehrer im Ruhestand, Kleinmachnow), Dr. Gotthard Erler (leitender Lektor im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar), Dr. Joachim Göbel (Dozent am Weiterbildungsinstitut des Min. für Volksbildung in Ludwigsfelde), Dr. Joachim Krueger (stellv. Direktor der Universitätsbibliothek Berlin), Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze (Akademie der Wissenschaften der DDR), Dr. sc. Peter Wruck (Dozent am germanistischen Institut der Humboldt-Universität Berlin), der den ersten Vortrag hielt

und damit die Reihe der „Fontane-Blätter" eröffnete. Gleichermaßen öffentlichkeitswirksam war und ist aber auch das Wirken einer Gruppe von Schriftstellern unseres Territoriums, die mit Einzelfeuilletons und Vorträgen, später bedeutsamen Büchern „auf den Spuren Theodor Fontanes" sehr wesentlich zur Massenwirksamkeit des Dichters beitrugen und beitragen. Gisela Heller, Franz Fabian und Albert Burkhardt seien hier genant. Anne Habeck betreut seit Jahren Fontane-Verfilmungen beim Fernsehfunk der DDR und hat weitere Erzählstoffe des Dichters für die filmische Umsetzung vorgesehen. Sie sorgt dafür, daß das FA nun auch mit Filmkassetten, entsprechenden Drehbüchern und Szenarien ausgerüstet ist.

Einzelne Freundeskreise, hier sei der unter Leitung von Dr. Joachim Kleine in Zeuthen genannt, veranstalten regelmäßig Vorträge und Ausstellungen.

Neue Möglichkeiten der Kooperation entstanden, die sich heute in der Erweiterung der Zeitschrift und der Profilierung ihres Anliegens ausdrücken. Eine fortlaufende Bibliographie und neue Registerhefte erleichtern die Benutzung. Das war und ist nur möglich, weil leitende Mitarbeiter des Bibliothekswesens, darunter die Direktoren Brückmann und Schumann, Prof. Lülfing und Dr. Teitge, nicht zuletzt Frau Prof. Krause, die Nachfolgerin Prof. Kunzes im Amt des Generaldirektors der Deutschen Staatsbibliothek, die kulturpolitische Reichweite dieser Arbeit erkannten und sie großzügig förderten. Die Zeitschrift ist in allen namhaften Bibliographien des In- und Auslandes verzeichnet. 6 Bände mit 41 Heften, dazu 6 Sonderhefte, sind bisher erschienen.

Bestände und Benutzer, Perspektiven

Heute umfassen die Bestände des Fontane-Archivs in Potsdam etwa 22 000 bibliographische Einheiten, darunter mehr als 6 000 Autographe. Die bereits erwähnten ergänzenden Sammlungen gedruckter Literatur wachsen ständig, die Zeitungs-Ausschnittssammlung umfaßt bereits mehr als 7 500 erschlossene Beiträge. Wertvolle Spezialkataloge und andere Auskunftsmittel stehen den Benutzern zur Verfügung, die, wie das Gästebuch zeigt, aus Ländern von 4 Kontinenten kommen. Jährlich werden mehr als 200 schriftliche Anfragen bearbeitet. Darüber hinaus sind die Mitarbeiter des Archivs am Zustandekommen weitreichender Verlagsprojekte und Forschungsthemen beteiligt. Film- und Fernsehschaffende werden ebenso beraten wie Übersetzer und Editoren, Studenten und Aspiranten aus dem In- und Ausland. 1969 fand eine weitere wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Fontanes Realismus" statt[12], und 1986, aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des Archivs, wird eine Arbeitskonferenz neue Aufgaben der Forschung benennen, die auch dank des Fleißes *aller* Mitarbeiter im Archiv und der sich ständig erweiternden Kooperation mit anderen Archiven, Bibliotheken, Verlagen, Hochschulen und literarischen Gesellschaften gefördert werden können. Für die Anregungen der Forschungskonferenz 1984 in der BRD sind wir dankbar.[13]

Zum Abschluß dieses knappen Überblickes über die Geschichte und Ge-

schicke des Fontanes-Archivs sei es gestattet, auf drei neue Projekte zu verweisen, die unsere Kräfte in den folgenden Jahren fordern werden.

Ein Vertrag über die Zusammenarbeit mit dem Märkischen Museum Berlin und dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar wird es erlauben, verstreut deponierte Handschriftenbestände komplex zu erschließen. Wir bitten auch Archive außerhalb der DDR um Zusammenarbeit und Hilfe mit Kopien, um diese Bestrebung – eine Zusammenführung zersplitterter Werkmanuskripte in Potsdam – weiter vorantreiben zu können. Im besonderen sei hier der Universitätsbibliothek Berlin für ihre neuen Dauerleihgaben gedankt (vgl. S. 1–3 der Bibliographie), aber auch das Marbacher Literaturarchiv hat uns geholfen, die Berliner Stadtbibliothek unterstützt uns uneigennützig.

Zum anderen sind wir mit den Vorbereitungsarbeiten für eine umfassende Fontane-Bibliographie beschäftigt. Alle Teilarbeiten sind hochwillkommen. Hier verdienen noch einmal die großzügigen Schenkungen von Max-Ulrich von Stoltzenberg und Charlotte Jolles hervorgehoben zu werden. Aber auch andere Kollegen, heute in 4 Kontinenten, verdienen Anerkennung, die uns durch rasche Titelzusendung, noch vor der Erfassung in den Nationalbibliographien, wertvolle Hilfe leisten. Die Namen Fr. Betz, W. Braun, R. Gollmitz, Chr. Grawe, A. Golz, I. Kuhnke, H. Nürnberger, H.-U. Mehner, D. Mugnolo, K. Runge, A. Schubarth-Engelschall mögen hier für andere stehen. Sehr oft war damit die Übersendung von Schrifttum verbunden, das dem Benutzer in Potsdam sofort zur Verfügung gestellt werden konnte.

Und drittens kündigt sich schon jetzt *eine Reihe* von Konferenzen an, auf denen die Fachleute zu vordringlichen Forschungsproblemen referieren – materialgestützt –, so daß diese Ergebnisse schnell dokumentiert werden können. 1986 beginnen wir mit solchen thematisch geordneten Symposien. „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit" wird uns neue Erkenntnisse über die zeitgenössische Stellung und das Funktionsverständnis der marktabhängigen Schriftsteller bringen. (Die Fontane-Blätter berichten seit H. 37 regelmäßig darüber.) Bereits 1987 wird dieses Material gedruckt. Weitere Themen bieten sich an, für die das Fontane-Archiv und andere Einrichtungen ihre unerschlossenen Materialien zur Verfügung stellen, so daß unveröffentlichte Materialien zielgerichtet erschlossen werden können. Für 1986 stellen wir mehrere Hundert Autographe von Theodor Fontane, Wilhelm u. Henriette von Merckel sowie Paul Schlenther zur Verfügung, eine Kopie der Zeitschrift „Die Eisenbahn", verschiedene handschriftliche Fassungen einzelner Romane sowie unveröffentlichte Briefe Franz Kuglers. Die komplexe Erschließung des Gesamtwerkes liegt uns am Herzen, heute mehr denn je (wofür unser Forschungsbericht Vorschläge unterbreitet hat).[14] Das setzt internationale Kooperation voraus und führt zu neuen Formen der Zusammenarbeit hin.

Frieden und friedliche Zusammenarbeit, eine Koalition der Vernünftigen, wie sie die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik anbietet, sind das Gebot der Stunde – sonst verliert unsere Arbeit ihren Sinn,

wie die wechselvolle Geschichte des Archivs, hier nur knapp skizziert, zeigt.

Anmerkungen

1 Vgl. Keiler, Otfried: Zum Begriff „literarisches Leben". Neue Materialien und Ansichten zur Fontane-Forschung. – In: Fontane-Blätter 6 (1985) 2, S. 201–229, Heft 40 der Gesamtreihe. Um diese Skizze übersichtlich zu halten, werden nur Zitate belegt.

2 Diesen und die folgenden Texte zitiere ich aus noch unerschlossenem Material aus dem Nachlaß Friedrich Fontanes, das sich im FA befindet. Die Geschichte der Nachlaßkommission ist bis jetzt nur auszugsweise aufgeklärt. Vgl. Schobeß, Joachim: Der Nachlaß Theodor Fontanes 1898–1965. Dreißig Jahre Fontane-Archiv in öffentlicher Hand. – In: ZfB 79 (1965) 12, S. 729–745, wo sich unter anderem der Text eines Rechtfertigungsschreibens befindet (S. 733–35), mit dem Friedrich Fnntane das Verhalten der Brüder Fontane bei der Versteigerung am 9. 10. 1933 rechtfertigte. – Vgl. dazu den erhaltenen Katalog: Helmut Meyer & Ernst, Autograwhenhandlung & Antiquariat, Berlin W 35, Lützowstraße 29, Katalog 35: Theodor Fontane und August von Kotzebue, zwei deutsche Dichternachlässe, Versteigerung am 9. 10. 1933.

3 Zit. nach Meyer, Paul: Erinnerungen an Theodor Fontane. – Berlin (Privatdruck) 1936, S. 26.

4 Abschrift eines Schreibens, das sich im FA befindet.

5 Erler, Gotthard: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Erster Band. – Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1980, S. IX.

6 Vgl. Anmerkung 2.

7 Im FA unter der Sammelnummer 1981/9 registriert, vgl. Fontane-Blätter 5 (1982) 2, S. 234 f.

8 Vgl. Schobeß, Anm. 2, S. 735 ff.

9 Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam: Bestandsverzeichnis, Teil 1.1: Theodor Fontane. Handschriften. Bearbeitet von Joachim Schobeß, Bibliothekar. Potsdam (o. V.) 1962.

10 Als äußerst verdienstvolle Vorarbeiten für eine historisch-kritische Werkausgabe können angesehen werden: Theodor FONTANE: Sämtliche Werke. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1959 ff.; Theodor FONTANE: Sämtliche Werke. München: Carl-Hanser-Verlag 1962 ff.; Theodor FONTANE: Romane und Erzählungen. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1969bff.. Dieser 1. Abteilung des Aufbau-Verlages sind inzwischen die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (1976 ff.) und „Autobiographische Schriften" (1982) gefolgt. Zur Textqualität der Ausgaben vgl. Jolles: Theodor Fontane. – Stuttgart: Metzler 1983³, S. 5 ff.

11 Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Symposion zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. Hrsg. v. Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1966.

12 Fontanes Realismus. – Berlin: Akademie-Verlag 1972. Im Auftrage der Deutschen Staatsbibliothek hrsg. v. Teitge, Hans-Erich, und Schobeß, Joachim. Vgl. auch Anm. 1.

13 Vgl. Fontane-Blätter 6 (1985) 1, S. 97–105. Weitere Aktivitäten des Archivs werden in einer neuen Reihe der Deutschen Staatsbibliothek dokumentiert. 1986 erscheint eine Studie „Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe" von Domenico Mugnolo in der Reihe „Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek", Herausgeber Prof. Dr. Fr. Krause. (Als Nr. 3.) Im ersten Heft dieser Reihe findet sich ein Beitrag zu Fontanes Roman „Vor dem Sturm". Beide Beiträge machen auf unterschiedliche Weise auf den Wert der Werkhandschriften aufmerksam. Zusammenarbeit zwischen dem Fontane-Archiv und dem Märkischen Museum Berlin war die Voraussetzung für diese neuen Beiträge. Vgl. Laufer, Christel: Zur Geschichte der Fontane-Handschriften und ihrer Verzeichnung. – In: „Fontanes Realismus". – Berlin: Akademie-Verlag 1972, S. 157–167.

14 Vgl. Anmerkung 1, S. 222 f.

Joachim Schobeß (Potsdam)

Henry H. H. Remak zum 70. Geburtstag

Professor Dr. Henry H. H. Remak wurde am 27. Juli 1916 in Berlin-Moabit geboren. Hier, in Berlin, besuchte er das Französische Gymnasium. Als der Faschismus in Deutschland an die Macht kam und auch die Familie Remak verfolgt wurde, emigrierte Henry Remak in die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er studierte Germanistik an der Indiana-Universität in Bloomington, wurde nach abgeschlossenem Studium Assistent, Dozent und später international angesehener Professor für vergleichende Literaturwissenschaft. Bekannt ist sein Schriftwechsel mit Thomas Mann.

Henry Remak erwarb sich große Verdienste um die Pflege der deutschen Sprache und Literatur außerhalb des deutschen Sprachgebietes. Wiederholt nahm er an internationalen Kongressen für vergleichende Literaturwissenschaft teil, auch im sozialistischen Ausland, so z. B. in Budapest. Wie die anschließende Bibliographie ausweist, betätigt sich Henry Remak seit 1938 als Fontaneforscher. Mit Hermann Fricke, dem Begründer und Leiter des Theodor-Fontane-Archivs (1935—1945), verband ihn bis zu dessen Tode im Jahre 1982 eine enge Freundschaft, die Remak auch auf dessen Nachfolger überrtrug. Erstmalig konnten wir Henry Remak im Jahre 1957 in Potsdam begrüßen. In den folgenden Jahren weilte er mehrmals im Theodor-Fontane-Archiv, um hier zu arbeiten und mit uns Besichtigungsfahrten auf den Spuren Theodor Fontanes nach Neuruppin, Lehnin und zu den Dörfern um den Schwielowsee bei Potsdam zu unternehmen. Wir verdanken diesen Archivbesuchen die Erstveröffentlichung des in seinem Besitz befindlichen Bret-Harte-Entwurfes Theodor Fontanes, den er mit weiteren Fontane-Dokumenten in Ablichtungen im Jahre 1968 dem Theodor-Fontane-Archiv als Dauerleihgabe übergeben hatte.

Dieser Schritt verdient hervorgehoben zu werden. Schuf H. Remak damit doch ein Modell, wie die Folgen der Verkäufe in Privathand heute gemildert werden können, ohne daß die Besitzer von Handschriften ihre Rechte verlieren.

Henry Remaks freundschaftliche Beziehungen zum Theodor-Fontane-Archiv währen nun fast fünfzig Jahre (mit Unterbrechung durch den zweiten Weltkrieg). Im Jahre 1985 hielt er als Gastprofessor an zahlreichen Universitäten an der Ostküste der Vereinigten Staaten, stets in Briefkontakten mit dem Fontane-Archiv bleibend, Vorträge über Theodor Fontane.

Zum 70. Geburtstag, am 27. Juli 1986, gratulieren die Mitarbeiter des Theodor-Fontane-Archivs und die Redaktion der „Fontane-Blätter“ herzlich dem Fontaneforscher und — Freund Henry H. H. Remak und hoffen, daß der Jubilar (wie im Herbst 1985) die neuen Projekte des Archivs beratend begleitet.

Fontane-Bibliographie unter besonderer Berücksichtigung von Privatdrucken nebst einem unveröff. Brief Th. Fontanes. – Magisterthesen, Indiana University, Bloomington, Indiana, USA. 129 S. 4^0

Fontane über seine Ballade „Die Jüdin". – In: Modern Language Notes. Vol. 53. 1938, S. 282–287. 8^0

Heyse, Scott and Fontane. – In: Modern Language Notes. 54. 4. April 1939. 8^0

[Rez.] Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich Fontane u. Hermann Fricke. Berlin: Grote 1943. – In: German Review. 23. 1948, S. 225–227. 8^0

Theodor Fontane. Eine Rückschau anl. seines 50. Todestages. – Monatshefte f. deutschen Unterricht, deutsche Sprache u. Literatur. Vol. XLII. 1950, S. 307–315. 8^0

[Rez.] Briefe an Georg Friedlaender. (Hrsg. v. Kurt Schreinert.) – In: Reprinted from the Journal of English and Germanic Philology. Vol. LIV, No 1. January 1955. 8^0

[Rez.] Fricke, Hermann: Theodor Fontane: Chronik seines Lebens. Berlin: arani 1960. – In: Monatshefte. Bascon Hall Madison. Wisc. Book Reviews. 54. Dez. 1963. Nr 6, S. 363–365. 8^0

[Rez.] Joachim Schobeß, Literatur von u. über Theodor Fontane. 2., bed. verm. Aufl. Potsdam 1965. – In: Monatshefte (Wisconsin). 58 (1966). 4. 8°

[Rez.] Peter Demetz, Formen des Realismus: Theodor Fontane. München: Hanser 1964. – In: The Germanic Review. May 1967. 8^0

In dankbarer, frischer Erinnerung an den 24. bis 27. August 1964. [Gedicht.] – Aus dem Gästebuch des Fontane-Archivs. – In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 297–298. 8^0 – Ferner abgedruckt in: Joachim Seyppel: Ein Yankee in der Mark. (Berlin:) Aufbau-Verl. (1969), S. 185–186. 8^0

[Rez.] Richard Brinkmann, Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. Munich: Piper 1967. – In: Modern Fiction Studies. 17. (1971) 2, S. 336–337. 8^0

Kritische Gedanken über Fontane anl. einer Fontanebiographie (H. H. Reuteu: Fontane. Berlin 1968.) – In: Monatshefte f. deutschen Unterricht, deutsche Sprache u. Literatur. 65 (1973) 1, S. 27–38. 8^0

[Rez.] Theodor Fontane, Briefe 1–4. (Hrsg. v. K. Schreinert u. Ch. Jolles. Berlin: Propyläen 1968–1971.) – In: Monatshefte (Wisconsin). 67 (1975) 3, S. 303–306. 8^0

[Rez.] Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975. – In: Monatshefte (Wisconsin). 71 (1979), S. 74–77. 8^0

Politik und Gesellschaft als Kunst. Güldenklees Toast in Fontanes „Effi Briest". – In: Formen realistischer Erzählkunst. Nottingham 1979, S. 550–562. 8°

Der Weg zur Weltliteratur: Fontanes Bret-Harte-Entwurf. Potsdam 1980. 70 S. 8° (Fontane-Blätter. Sonderheft 6.)

Der Strandritt. Zwei Textanalysen aus dem 17. Kap. von „Effi Briest". – In: Revue d'Allemagne. 14 (1982) 2, S. 278–288. 8°

How I became a Comparatist. – In: arcadia. Zeitschr. f. vergleichende Literaturwissenschaft. Sonderheft. Berlin, New York: de Gruyter 1983, S. 81–91.

Wie kann man heutzutage komparatistische Literaturgeschichte schreiben? – In: Comparative Literary Studies. (Szeged) 1983, S. 37–46. 8°

Joachim Schobeß, Otfried Keiler (Potsdam)

In memoriam Paul Conrad (1906–1985)

Am 7. September 1985 verstarb unser Freund und Redaktionskollege Paul Conrad, Mitbegründer der „Fontane-Blätter".

Paul Conrad wurde am 11. Mai 1906 als Sohn eines Lehrers in Groß-Krausnick, Kreis Luckau in der Niederlausitz (heute Kreis Finsterwalde), geboren. Frühzeitig verlor er den Vater. Die Mutter zog im ersten Weltkrieg mit ihrem Sohn zu dessen Großeltern nach Lübben (Spreewald). Hier waren Paul Conrad und Joachim Schobeß seit 1917 befreundet. In Lübben besuchte Paul Conrad die staatliche Paul-Gerhardt-Schule (Realprogymnasium) bis zum „Einjährigen" und bezog dann in Vorbereitung auf den väterlichen Beruf das Lehrerseminar in Alt-Döbern (Niederlausitz).

Während seiner Schüler- und Seminarzeit und anschließend war Paul Conrad Angehöriger der bündischen Jugend (Wandervogel), die maßgebend seinen Charakter formte (s. Paul Conrad: „Wann wir schreiten Seit' an Seit'". – In: „Fontane-Blätter", Heft 35, 1983, Seiten 259–263). Paul Conrad war später Lehrer in verschiedenen Orten der ehemaligen Provinz Brandenburg, u. a. in Lübben und Oderin (an der Bahnstrecke Berlin–Lübben–Cottbus). Im zweiten Weltkriege zum Bodenpersonal der faschistischen Luftwaffe (Radargeräte) eingezogen, lernte Paul Conrad in Frankreich, Italien und in der Sowjetunion die Schrecken des Krieges kennen. Er zog daraus Konsequenzen und kehrte als überzeugter Antifaschist in die Heimat zurück, um in Teltow/Kleinmachnow als Deutsch- und Geschichtslehrer tätig zu werden. Er liebte seinen Beruf leidenschaftlich und war bei den Schülern beliebt, im Lehrerkollegium hochgeachtet.

Wir bitten unsere Leser, die technischen

Mängel dieses Heftes zu entschuldigen.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1971 waren seine Beiträge in pädagogischen Zeitschriften geschätzt. Für die „Fontane-Blätter" verfaßte er den Aufsatz „Krippenstapeliana" [in: 5 (1982) 1, S. 59–67].

Paul Conrad fand im Jahre 1950 den Weg zum Theodor-Fontane-Archiv. Inzwischen hatte er sich als Fontanesammler nach und nach eine der größten privaten Fontanebibliotheken in der Deutschen Demokratischen Republik, darunter fast alle Erst- und Briefausgaben, angeschafft. Als hervorragender Kenner der Fontaneliteratur hat er oft in aller Stille dem Fontane-Archiv wertvolle Unterstützung angedeihen lassen. Hinter seiner Bescheidenheit verbarg sich ein umfangreiches Wissen.

Paul Conrad verlebte an der Seite seiner verständnisvollen Frau und im Kreise der zahlreichen Kinder und Enkelkinder in Kleinmachnow, Kreis Potsdam, den Lebensabend, stets bemüht, die Kenntnisse über Theodor Fontane und sein Werk in enger Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv zu erweitern. Mit regem Interesse, oft nicht ohne Sorge, verfolgte er das Weltgeschehen. Im letzten Schreiben an das Archiv kritisierte er das Wettrüsten.

In den letzten Lebensjahren war Paul Conrad durch eine schwere Krankheit gezeichnet. Tapfer ertrug er sie und arbeitete weiter über Fontane sowie über pädagogische Probleme bis kurz vor seinem Tode. Wir Freunde bewunderten bei unseren Besuchen immer wieder seine geistige Spannkraft und Regsamkeit. Unsere Gespräche mit ihm waren tiefschürfend, stets mit Humor gewürzt, und ein Gewinn.

Am 13. September 1985 begleiteten wir ihn auf den Waldfriedhof in Kleinmachnow zur letzten Ruhe. Eine große Trauergemeinde legte Zeugnis ab von der hohen Wertschätzung des Verstorbenen.

Paul Conrad hat sich um Fontane und die Verbreitung seines Werkes verdient gemacht. Wir werden ihn nicht vergessen.

Hubert Göbels (Essen-Werden)

Fontanes „Archibald Douglas" als Erstdruck in einer Jugendzeitschrift

Daß man als Kinderbuchsammler und Verfasser von jugendbuchhistorischen Arbeiten eines Tages auch auf Fontane-Spuren stoßen könnte, hätte ich niemals erwartet. Zwar hatte ich einmal geschrieben: „Reflexionen über das bibliophile Kinderbuch – sie führen an mancherlei Orte und zu mancherlei Themen. Da sie allemal auch die Frage nach dem ‚Geschichtlichen' anrühren, bringen sie die Gedanken aus der Vergangenheit zurück

und über das, was heute ist, hin zu möglichen neuen Erfahrungen und Einsichten. So werden ‚alte' Kinderbücher für den, der mit ihnen Umgang hat, ‚neue' Kinderbücher". Und gerade diese optimistische Aussage sollte sich – für mich völlig überraschend – an einer mir aus Schülerjahren bekannten Ballade bestätigen.

Seit etwa einem Jahr arbeitete ich an einer neuen Buchausgabe mit dem Arbeitstitel „Zeitschriften für die deutsche Jugend. Eine Chronographie 1772–1960". Darin wollte ich etwa 50 repräsentative Wochenblätter, Monatszeitschriften u. ä. periodisch erschienene Publikationen für junge Leser vorstellen. Ein nicht leichtes Unterfangen, dessen Schwierigkeit bereits in der Beschaffung des Materials beginnt. Da ich davon jedoch die wichtigsten Sammelstücke seit 1950 zusammentragen konnte, gab ich mich eines Tages daran, einen Titel-Plan zu erstellen. Das war zunächst ein bunter Durcheinander. Danach kam Ordnung in die Sache: „Leipziger Wochenblatt für Kinder" – „Der Kinderfreund" – „Für deutsche Mädchen" – „Kinderakademie" – „Vergnügen und Unterricht" – „Feierstunden" – „Neue Bildergallerie" – „Neue Jugend-Zeitung" – „Iduna" – „Das Pfennig-Magazin für Kinder" – „Erntefeld" – „Jugend-Blätter" – „Der neue Deutsche Jugendfreund" – „Kinder-Bote" – „Deutsche Jugend-Zeitung" usw. usw. (Mit dem letztgenannten Titel erreicht die geplante Chronographie die Mitte des vorigen Jahrhunderts.) Doch die Arbeit an der Sache verlief keineswegs im Sinne ihrer chronologischen Abfolge. Ich nahm vielmehr nach Neigung oder Neugier, mit Berücksichtigung auch der Verfügbarkeit des entweder leicht zugänglichen oder sehr spröden Materials, mal diese Zeitschrift, dann jene vor, verfuhr also in Bezug auf den Bauplan und die endgültige Buchgestalt geradezu unsystematisch. So begann ich also in den meisten Fällen – wie ich oft scherzend sagte – jedesmal „auf der grünen Wiese", mit Ausschachten, Einrüsten, Stein zu Stein setzen. So kennt man es ja von der „Arbeit am Bau". Und mit diesem – dem Leser gewiß ungeordnet erscheinenden – Vorgehen bekam die Chronographie trotzdem von Woche zu Woche, von Monat zu Monat Struktur.

Eines Tages aber mischte sich in das Tun Überraschung, die sich zur Erregung steigerte und zu einem Brief (ein Telefonat folgte) an das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam führte. Folgendes war der Anlaß: Ich hatte die nach 1850 in Hamburg erscheinende „Deutsche Jugendzeitung" vorgenommen, eine „Wochenschrift zur Bildung des Herzens und des Geistes". Unter Verwendung der ersten Recherchen konnte ich notieren: „In seinen Anfangsjahren trug das Hamburger Wochenblatt den Titel ‚Norddeutsche Jugendzeitung', nach einem zeitgenössischen Urteil war sie eine ‚gute Zeitschrift für Kinder, die viel Bildendes enthält'. Restbestände der Jahrgänge 1853 und 1854 wurden zu 1 Thlr. 18 Sgr. bzw. zu 2 Thlr. 12 Sgr. angeboten". – Redakteur, Verleger und Herausgeber war seit 1853 Dr. Julin-Fabricius. Nach Merget erschien das Blatt als „Deutsche Jugendzeitung" bis 1865. Bei M. fanden sich auch nähere Angaben über Julin-Fabricius: „Der Herausgeber war ein aus Schleswig vertriebener Beamter, der um seiner Anhänglichkeit willen an die deutsche Abstammung seine Stellung verloren hatte. Man nahm sich aus

dieser Ursache seiner an, empfahl die Zeitung nachdrücklich in den Schulen, und so konnte das Blatt mit 3000 Abonnenten ins Leben treten".

Vor mir lag dann der 4. Jg. von 1856 (16 × 25,5 cm). Und von seinem Titelblatt blickte – eine einmalige Besonderheit unter allen anderen Jugendzeitschriften der entstehenden Chronographie! – ernst und würdevoll der Redakteur, Verleger und Herausgeber, zum Zeichen seiner Zuständigkeit mit einem Jahrgangsband seiner Edition in der Rechten. Und beim eingehenden Studium des Jgs. 1856 war es plötzlich da, das *Fontane-Geheimnis!* – Auf den Seiten 31–32 der Nr. 2 stand:

\+ *Archibald Douglas*
Ballade
Von Bornemann (Berlin)

Ich stutzte, war verunsichert, schlug nach in Balladen-Sammlungen. Mein Schulwissen fand Bestätigung; denn die Ballade war mir in Verbindung mit dem Autor Theodor Fontane bekannt. Ebenfalls in ihrer Vertonung durch den Komponisten Karl Loewe, den „Meister der neueren Ballade". – Nicht zu übersehen war vor dem Titel in der „Deutschen Jugendzeitung" das + Zeichen; es markierte Originalbeiträge! Den Nachweis dafür lieferte mir in Nr. 1/1856, S. 15, ein entsprechender Text: „Originalbeiträge, die man als solche in dieser Wochenschrift mit einem + bezeichnet finden wird, honorirt die Redaction mit 24 preuß. Thalern, pr. Druckbogen, oder, um noch verständlicher zu reden, mit 1½ preuß. Thalern pr. volle Seite, Format und Druck wie in der vorlie- Thalern pr. volle Seite, Format und Druck wie in der vorliegenden Nummer." – Das war eine korrekte Aussage. Aber wer war Bornemann? Hatte Theodor Fontane, Sproß einer Hugenotten-Flüchtlingsfamilie, seinen Namen in dem gewählten Decknamen eingedeutscht und die Ballade „Archibald Douglas" der „Deutschen Jugendzeitung" als Erstdruck und vielleicht zur Erprobung angeboten?

Die Sache hatte mich gepackt! Bei Joachim Schobeß „Literatur von und über Theodor Fontane" (1965)[2] fand ich „Archibald Douglas" unter Nr. 462 als Erstdruck für 1857 nachgewiesen, und zwar in: Argo. Album für Kunst und Dichtung. S. 14–15. Herausgeber waren Friedr. Eggers, Th. Hosemann und Franz Kugler. – Das Fontane-Archiv vermittelte mir dankenswerter Weise sehr bald das Titelblatt und die Textseiten zu Archibald Douglas. Zur gleichen Zeit konnte ich entsprechende Unterlagen zu Fontanes „Balladen"-Anthologie, Berlin 1861, erhalten. – Nunmehr waren Vergleiche der Drucke von 1856 und 1857 möglich, um die Douglas-Spuren in dem Hamburger Wochenblatt zu identifizieren. Hier das Ergebnis: Beide Texte stimmen in der Zahl der Strophen (23) überein. In der Fassung von 1856 sind die Namen der dramatis personae gesperrt gedruckt. Das gilt auch für die Überhöhung der Ballade in der vorletzten Strophe mit dem Ruf: „Der ist in tiefster Seele treu, / Wer die Heimat liebt wie du." Diese Hervorhebung hat in der Jugendzeitschrift offensichtlich didaktische Gründe; sie machen die Stelle zu einem Merkvers. – Der Ordnung halber sei noch erwähnt, daß im 1856er

Text bei den Ortsangaben Druckfehler unterliefen. In der 10. Str. heißt es „Stirking-Schloß" und in der 11. Str. „Lielithgow"; letzteres wird in der Schlußstrophe durch „Linlithgow" korrigiert. Neben unbedeutenden orthographischen Abweichungen gibt es zwischen 1856 und 1857 auch nur wenige textliche bzw. sprachrhythmische Änderungen. Sie werden der Vergleichsmöglichkeit wegen zueinander gestellt.

Jugendzeitung / 1856, 6. Str.
Dicht wirbelt Staub empor und Kies,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf den Sitz verließ,
Waren Roß und Reiter heran.

Argo / 1857, 6. Str.
Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf sich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

Bei den folgenden Textvergleichen wird zuerst die Jugendzeitschrift (JZ) notiert und dann „Argo" (A).

JZ / 4. Str.
Er sah in Wald und Feld hinein

A / 4. Str.
Er sah in Feld und Wald hinein

+

JZ / 16. Str.
Und hielt mit dem Könige Schritt

A / 16. Str.
Und hielt mit dem König Schritt

+

JZ / 17. Str.
Der Weg war steil und die Sonne stach

A / 17. Str.
Der Weg war steil, die Sonne stach

+

JZ / 19. Str.
Und es kämmen mit eigner Hand

A / 19. Str.
Und es tränken mit eigener Hand

+

JZ / 20. Str.
Und willst du es nicht, so habe Muth

A / 20. Str.
Und willst Du nicht, so hab' einen Muth

In Theodor Fontanes „Balladen"-Band von 1861 wurden die 4., 16. und 17. Strophe der Argo-Fassung wieder auf die Fassung in der „Deutschen Jugendzeitung" von 1856 hin „zurück"-verändert.

Alle getroffenen Feststellungen führten zu dem abschließenden Urteil: Theodor Fontane veröffentlichte seine Ballade „Archibald Douglas" unter dem Pseudonym Bornemann als *Erstdruck* 1856 in dem Hamburger Wochenblatt „Deutsche Jugendzeitung".

Otfried Keiler vom Theodor-Fontane-Archiv schrieb mir am 30. 5. 1985: „Die gesamte Angelegenheit eignet sich m. E. für eine Miszelle in den ‚Fontane-Blättern'". Dieser Aufforderung, die zugleich meinen Fontane-Fund bestätigte, bin ich gern nachgekommen. Doch damit habe ich mich nun keineswegs als Fontane-Forscher im eigentlichen Sinne ausgewiesen. Meine erlebten Fontane-Freuden bestätigen allerdings, was ich eingangs schrieb: „So werden ‚alte' Kinderbücher für den, der Umgang mit ihnen hat, ‚neue' Kinderbücher".

Vera Inngun Moe: Deutscher Naturalismus und ausländische Literatur. Zur Rezeption der Werke von Zola, Ibsen und Dostojewski durch die deutsche naturalistische Bewegung (1880—1895). Phil. Diss. Rheinisch-Westphälische Technische Hochschule Aachen 1981. 276 S. und 92 S. Anhang.

[Rez. Barbara Voigt]

Die Beziehungen des alten Fontane zur naturalistischen Literatur sind eine der Auffälligkeiten der literarischen Entwicklung vor der Jahrhundertwende. Sie können bei der Untersuchung des innerliterarischen Kommunikationsfeldes nicht fehlen.

Diese Erwartung wird durch die Verf. der vorliegenden Arbeit erneut bestätigt. Indem sie Fontane als Autorität sprechen läßt, verkennt sie jedoch meines Erachtens, daß die Analyse durch die Auseinandersetzung Fontanes mit Zola und Ibsen auf der einen Seite und mit dem deutschen Naturalismus auf der anderen um eine Dimension bereichert werden kann.

Die Autorin, eine Norwegerin, die seit 1971 in der BRD lebt und in Aachen studierte, stellte sich eine Aufgabe von außerordentlichem Umfang und hohem Anspruch: Im Titel sind vier Nationalliteraturen angesprochen; der deutsche Naturalismus soll in seiner ganzen Breite in die Untersuchung einbezogen werden. Der für die Analyse vorgegebene Zeitraum von 15 Jahren ist – gemessen an der Entwicklung der deutschen naturalistischen Bewegung – weit gefaßt. In den meisten Publikationen der letzten Jahre werden als Eckdaten die Jahre 1885 und 1895 angegeben.

Die Rezeption der Werke Zolas, Ibsens und Dostojewskis beginnt jedoch früher, und die Autorin greift weit in die Geschichte zurück – bis zu den Voraussetzungen und zu den Ursprüngen dieses Prozesses.

Die Begrenzung des Themas, die im Interesse einer gründlichen Analyse wünschenswert ist, wird unausgesprochen vorgenommen: Der Rezeptionsvorgang wird nicht als Aneignung der Werke durch Literaturproduzenten verstanden, sondern als theoretische Auseinandersetzung von naturalistischen Literaturkritikern, analog zur Rezeption durch die Rezensenten der großen literarischen Zeitschriften anderer Richtungen, deren Auffassungen als Vergleichsgrundlage dienen. Die produktive Seite des Prozesses, die Umsetzung in ein eigenes Programm der literarischen Erneuerung und – wenn auch nur langsam und selten auf hohem künstlerischem Niveau – in eine eigenständige deutsche naturalistische Literatur, bleibt weitgehend außerhalb des Blickfeldes der Autorin. Angesichts der Fülle von Material – die naturalistische Literaturdebatte ist dem Umfang nach fast identisch mit der Auseinandersetzung um die ausländischen Muster – befremdet diese Leerstelle, die darauf hinweist, daß das Hauptinteresse der Verfasserin nicht der literarischen Entwicklung in Deutschland galt.

Die These, die der Arbeit zugrunde liegt, wird auf der letzten Seite mitgeteilt und als bewiesen angenommen: „Für die gesamte Untersuchung läßt sich als Ergebnis festhalten, daß die Bedeutung Ibsens für den deutschen Naturalismus die der anderen Autoren in entscheidender Weise überragt. So wurde Ibsen zur Schlüsselfigur, nicht nur, wie bislang allgemein gesehen, für die Entwicklung der deutschen Dramatik, sondern zuvor bereits für die Prägung der naturalistischen Theorie in Deutschland, wie für den entsprechenden Literaturbegriff. Demgegenüber tritt die Rezeption der Romane Zolas bedeutungsmäßig zurück; sie wirkten lediglich als Anstöße und nicht als Muster und trugen weder inhaltlich noch formal zur entscheidenden Präzisierung der ästhetischen Ziele bei." (S. 194) Dieses Ergebnis verblüfft, da weder die Entwicklung der deutschen Dramatik oder die Prägung der naturalistischen Theorie noch die Mustergültigkeit der Romane Zolas erörtert wurde. Die Untersuchung ist vielmehr auf den Vergleich der „inhaltlich-thematischen innovativen Bedeutung" (S. 148) Zolas, Ibsens und Dostojewskis für den deutschen Naturalismus orientiert.

Das macht einige Auffälligkeiten der Konzeption verständlich: Die Ibsen-, Zola- und Dostojewski-Rezeption wird nicht als ein äußerst kompliziert strukturierter Prozeß untersucht. Es werden vielmehr drei voneinander isolierte Rezeptionsprozesse analysiert, deren Abgrenzung im realen Kommunikationsvorgang unterstellt wird. Für die Naturalisten hat jedoch die Frage „Ibsen oder Zola?" nicht bestanden (während es andere Alternativen durchaus gab, etwa Zola-Turgeniew bei den Harts). Die Werke beider Autoren (Dostojewski spielte eine viel geringere Rolle) wirkten auf die jungen deutschen Literaten als Ereignis (S. 2). Ihre Werke, wie auch diejenigen von Tolstoi, Strindberg, Daudet und vielen anderen ausländischen Autoren wurden von den oppositionellen deutschen Schriftstellern auf Anregungen, Muster, Vorbilder und Identifikations-

möglichkeiten geprüft. In der Diskussion um die im Gegensatz zur deutschen bürgerlichen Literatur als „modern" erkannten Autoren, ihre Werke und Programme entwickelten sich die programmatischen Vorstellungen der deutschen Naturalisten. Die Abgrenzung von bestimmten Postulaten und Modellen war ein immanenter Bestandteil des Meinungsbildungsprozesses und trug wie die Identifikation zur „Präzisierung der ästhetischen Ziele" bei.

In der Auseinandersetzung mit Zolas Romanen und seiner Theorie des Experimentalromans bestimmten die deutschen Naturalisten die Funktion der naturalistischen Literatur: der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten, um über Desillusionierung eine Veränderung der sozialen Realität zu bewirken.

Während die Funktionsdebatte, das Kernstück der naturalistischen Programmatik, in der vorliegenden Arbeit keine Beachtung findet, stellt die Verfasserin die Gegenstands- und die Methodenfrage und die Diskussion um künstlerische Mittel (vom Sekundenstil bis zur Aufführungstechnik) in den Vordergrund der Untersuchung.

Akzentverschiebungen dieser Art werden durch ein stark empirisches Vorgehen begünstigt. Die Kritik der Harts an Zola rückt damit auf eine Stufe mit der Ablehnung durch Ludwig Pfau und Paul Lindau.

Die Bezugnahme auf den historischen Prozeß wird zwar zu Beginn postuliert, jedoch im Text stark verkürzt und formal durchgeführt. Über ihre Methode schreibt die Verfasserin: „Sofern nicht nur ästhetische Normen, sondern historisch-gesellschaftliche Bedingungen die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Literatur beeinflussen, müssen diese Faktoren im Bezugssystem berücksichtigt werden." (S. 18)

Zwei Seiten weiter gibt sie ihrer Skepsis gegenüber einem – schematisch aufgefaßten – materialistischen Ansatz Ausdruck: „Ein materialistischer Ansatz, der den Charakter der literarischen Produktion und Konsumtion deterministisch auf allgemeine politisch-ökonomische Faktoren zurückführt, wird den Bedingungen der Rezeption ausländischer Autoren nicht gerecht." (S. 20)

So falsch ein deterministisches Vorgehen ist, so unvollkommen ist ein Ansatz, der sich im wesentlichen auf die herrschenden „Images" (Vorstellunsgbilder) von den fremden Ländern und ihren Literaturen stützt. Unter Vernachlässigung der Wirklichkeitserfahrungen der deutschen Naturalisten, ihres Verhältnisses zur gesellschaftlichen Realität in Deutschland bestimmt die Autorin „die Funktion (gemeint ist die Wirkung; B. V.) der Rezeption ausländischer realistischer Literatur für die naturalistische Bewegung" (S. 117) folgendermaßen: „Während die Aufnahme von Zolas und Dostojewskis Werken zur Konstituierung naturalistischer Gruppen beitrug, hatte die von Ibsens Dramen eine konstitutive Bedeutung für die ganze naturalistische Bewegung." (S. 123)

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt, der Hauptthese entsprechend, auf der Ibsen-Rezeption. Es ist ein Vorzug der Untersuchung, daß insbesondere in dieser Hinsicht interessante Beobachtungen gemacht werden, die aus

einem Vergleich der Übersetzungen, aus der Analyse der Rezensionen der Aufführungen, aus dem Vergleich der Rezeption als Buchdramen und als Theaterstücke gewonnen wurden.

Hervorzuheben ist der umfangreiche und informative Anhang, der neben einem Überblick über die deutschen Übersetzungen der Werke Ibsens, Zolas und Dostojewskis (einschließlich der Übersetzer und Verlage) die Aufführungen der Dramen Ibsens und eine Zusammenstellung der selbständigen Veröffentlichungen, Rezensionen und Artikel in Zeitschriften über die drei Autoren in zeitlicher Anordnung bis 1895 verzeichnet. Über Zola werden 404 Titel, über Ibsen 425 und über Dostojewski 68 Titel angeführt.

Daß mit den Rezensionen in Zeitungen ein großer Komplex aus der Untersuchung ausgeschlossen ist, scheint nicht hinreichend begründet. Eine Ausnahme bildet lediglich Fontane mit seinen Äußerungen über Ibsen in der „Vossischen Zeitung". Er wird als Schiedsrichter und Autorität zitiert, um die allgemeine Anerkennung Ibsens zu bezeugen. Seiner Rolle im Meinungsbildungsprozeß, die er als Theaterkritiker der „Vossin" und als einer der wenigen sachverständigen Förderer der naturalistischen Literatur spielte, wird diese Erwähnung nicht gerecht.

Eher läßt sich verstehen, daß seine nur im privaten Kreis geäußerten Ansichten über Zola keine Berücksichtigung finden, weil er sie nicht in die öffentliche Debatte einbrachte. Sie sind jedoch in anderer Hinsicht sehr aufschlußreich, da hier nicht der Kritiker, sondern der Romancier Fontane über den Romancier Zola schreibt. Parallelen zu den Äußerungen der Schriftsteller der jungen Generation bieten sich an.

Horst Budjuhn: Fontane nannte sie „Effi Briest". Das Leben der Elisabeth von Ardenne. Berlin-West: Quadriga Verlag Severin 1985, 231 S. mit zahlreichen Abbildungen.

[Rez. Bettina Plett]

Nicht nur „L'Adultera", „Schach von Wuthenow", „Graf Petöfy" oder „Cécile", sondern auch der 1895 erschienene Ehe- und Gesellschaftsroman „Effi Briest" läßt sich auf einen gesellschaftlichen „Fall" zurückführen, der die Anregung zur Gestaltung des Romans gab. Man teilt dem Leser des Romans nichts Neues mit, wenn man darauf hinweist, daß Grundzüge der Handlung und die Hauptfiguren in Fontanes „Effi Briest" historische Vorbilder haben.[1] Bekannt ist auch, daß die „wirkliche" Effi, Elisabeth von Ardenne, geb. von Plotho, anders als die fiktive Effi erst viele Jahre nach ihrer Scheidung 1952 im hohen Alter von 99 Jahren starb. Weithin unbekannt dagegen waren einem breiteren Leserkreis bislang der Hergang

der Ardenne-Affaire, Persönlichkeit und Wesen Elisabeths und Armands von Ardenne und ihr Leben nach der Scheidung. Den Versuch, dies zu entfalten und anschaulich zu machen, unternimmt das vorliegende Buch Horst Budjuhns. Das macht zugleich die Eigenart dieses Buches aus: Es muß ausgehen von Fontanes Roman, denn nur weil dieser ein reges literarisches und menschliches Interesse hervorrief, kann eine breitere Öffentlichkeit Anteil am Schicksal einer sonst „unberühmten" Frau nehmen. Gleichzeitig muß es, was den historischen, biographischen und dokumentarischen Anspruch anbetrifft, weit über den Roman hinausgehen und schließlich alle Verbindungen zu ihm abschneiden, um nicht Fiktion und Realität in unzulässiger Weise miteinander zu vermischen. Die Züge, die Fontane für die Gestaltung seiner fiktiven Figur verwendet, können und wollen sich nur bis zu einem gewissen Grade an der Realität orientieren. Die integrative Funktion und die erzähltechnische Intention der realen Details haben sich in der literarischen Gestaltung von der Realität des Faktischen emanzipiert – ebenso, wie die historische Elisabeth von Ardenne nichts mit Effi Briest zu tun hat. Eben darin liegt zugleich das Problematische von Budjuhns Buch.

Vielversprechend ist die äußere Aufmachung des Bandes und der Hinweis, daß Manfred von Ardenne, der Enkel Elisabeths, Photographien, Briefe und andere Materialien aus dem Privatarchiv der Familie erstmals zur Verfügung gestellt hat. Doch läßt bereits die Vorbemerkung des Autors, „die dokumentarische Grundlage dieses Buches" werde „durch Fiktion ergänzt, wo die exakte Auf- und Nachzeichnung der unmittelbaren Anteilnahme entgegenzustehen droht", Zweifel daran aufkommen, ob die geweckten Erwartungen eingehalten werden können. So wird der Leser auf eine Gratwanderung geschickt, die sich zwischen Fiktion und Dokumentation, zwischen Biographie und romanhafter Nachdichtung ihren Weg bahnen muß, zusätzlich verunsichert durch die ständige Weigerung des Autors, die Nahtstellen, die Dichtung und Wahrheit verbinden, offenzulegen. Das Urteil, ob Budjuhn das Material von und über Elisabeth von Ardenne in angemessener oder „pietätvoller" Weise ausgewertet hat, muß letztlich den Freunden und Angehörigen überlassen bleiben; der Leser darf sich zumindest fragen, ob er das Bild der Frau, die Budjuhn Elisabeth von Ardenne nennt, für wirklichkeitsnah halten darf oder nicht. Doch selbst wenn man akzeptiert, daß das „nachgezeichnete Leben" auf eine „bildhafte und poetische Weise erzählt" wird (so der Klappentext), fallen Fehler, Ungenauigkeiten und Unzulänglichkeiten ins Auge, die die Lektüre nicht nur empfindlich stören, sondern zugleich die Frage aufkommen lassen, wo der Biograph die Grenzen seiner poetischen Lizenz sieht.

Der nachlässige Rotstift des Lektors, grammatikalische Fehltritte und unverdauliche Manierismen beeinträchtigen das Wohlwollen des Lesers erheblich, auch wenn dieses durch mancherlei Stilblüten unfreiwillig wieder aufgemuntert wird („Immerhin verdankt es Elisabeth der rührenden Fürsorge dieser braven Leute, daß sie Anfang Januar 1877 einem gesunden Buben das Leben schenkt"; S. 45). Unbehagen und Ärger aber stellen sich dort ein, wo das „Poetische" das Dokumentarische überlagert

und verwässert, inhaltliche und sachliche Fehler auftreten oder die Lektüre der „Effi Briest" die Präsentation der Elisabeth von Ardenne zu stark beeinflußt hat.

Man mag vielleicht noch darüber hinwegsehen, daß der Autor gelinde Schwierigkeiten beim Errechnen des Alters seiner Heldin hat (S. 49: 24 statt 27; S. 139: 47 statt 37) oder nicht in der Lage ist, einen Vers von drei Strophen zu unterscheiden (S. 106). Bedenklich aber wird es überall dort, wo nachprüfbare Fakten und vorliegende Materialien mit leichtfertiger Indolenz gehandhabt werden, die selbst in einer bewußt „romanhaft" gehaltenen Biographie unverzeihlich ist. So hat Prof. Manfred von Ardenne bereits darauf hingewiesen, daß die Datierung einer Wanderung Armands und Hartwichs (S. 73) falsch sei und das von Budjuhn Hartwich zugeschriebene Portrait Armands in Wirklichkeit von der Hand Wetzels stamme. — Die Auseinandersetzung Armands und Elisabeths von Ardenne über Hartwichs Briefe an Elisabeth hat im Jahre 1886 stattgefunden. Budjuhn läßt Armand in diesem Zusammenhang auf die „letzte Novität", Wicherts Komödie „Ein Schritt vom Wege", hinweisen, über die Fontane in der Vossischen Zeitung soeben „eine ziemlich lobende Rezension" veröffentlicht habe (S. 96). Diese Novität ist 1886 jedoch bereits 14 Jahre alt, denn die Uraufführung des Stückes fand am 30. Oktober 1872 statt; Fontane rezensierte diese Erstaufführung und eine weitere Aufführung am 18. November 1879.[2] Die Meldung der Vossischen Zeitung vom 29. November 1886, die über das Duell und den Tod Hartwichs berichtet, ist im Original nachzulesen (S. 103); ein zweites Mal in Form eines Gesprächs, in dem Elisabeths Schwester diesen Zeitungsartikel vorliest (S. 102 f). Diese Nachdichtung weist 14 (!) z. T. erhebliche Abweichungen vom Originaltext auf. Soll der Hinweis des Autors an anderer Stelle, an der „Orthographie und Interpunktion" eines hier wiedergegebenen Textes sei „gegenüber dem Original nichts geändert" worden (S. 117), als ein Hinweis darauf verstanden werden, daß der Leser hinsichtlich des Inhalts und der Zitiergenauigkeit nicht mit einer solchen Gewissenhaftigkeit zu rechnen hat?

Nicht recht wohl ist dem Leser auch bei der Lektüre solcher Passagen, in denen die forciert „poetische" Überformung des überlieferten Faktischen zu einer Interpretation führt, die nicht immer als überzeugend, kaum aber als möglichst wirklichkeitsgetreu angesehen werden kann. Dies betrifft z. B. die Ausschmückung eines Gesprächs zwischen Elisabeth und Armand (S. 37 ff), die Charakterisierung Hartwichs (z. B. S. 65 ff, S. 77 f) oder die Wiedergabe der Reichstagsdebatte im Dezember 1886 über die Duell-Frage (S. 107 ff).

Erfreulicherweise hat der Autor Fontanes „Effi Briest" offensichtlich ein wenig sorgfältiger gelesen als zu der Zeit, da er das Drehbuch des Films „Rosen im Herbst" verfaßte. Doch gereicht dies dem Buch nicht unbedingt zum Vorteil, da die Lektüre des Romans die Schilderung der Lebensgeschichte oft in aufdringlicher Weise infiltriert und vom dokumentarischen Anspruch immer weiter fortführt. Die Anspielungen auf Wicherts „Ein Schritt vom Wege", die bei Fontane den Ehebruch und schließlich die Entdeckung der Briefe verweisend vorbereiten, bemüht sich Budjuhn allzu offensichtlich mit ähnlicher Funktion zu nutzen (S. 74, S. 96 f).

Gleiches gilt für die Anrede „mein hoher Herr", die auf Kleists „Käthchen von Heilbronn" anspielt (S. 94).

Überhaupt ist die Darstellung der Elisabeth von Ardenne nicht frei von inhaltsschweren Anklängen, larmoyanten Schilderungen, fragwürdigen Interpretationen und zweifelhaften Wertungen. Dem kritischen Leser wird es nicht leicht gemacht, unter der dick aufgetragenen Theaterschminke das wahre Gesicht dieser Frau zu entdecken. Und sieht Budjuhn wiederholt die Familie von Ardenne von „Keulenschlägen" und „Prankenhieben" des Schicksals oder gar vom „Atridenfluch" (S. 154, 178, 221) bedroht, so sieht der Leser, wie der Autor dem Fluch der Phrase widerstandslos erliegt.

Es sei dem Rezensenten gestattet, sich jeglichen Kommentars zu Budjuhns Expektorationen über die Qualitäten des Romans „Effi Briest", die er im letzten Kapitel „zu Ehren des Dichters" niederschrieb (S. 229–231), zu enthalten. Zu sehr glänzen sie durch mit Platitüden umkleidetes Unverständnis. Wenn der Autor zwischen Fiktion und Realität eine Reihe von „Parallelen" herstellt, die „auf ein frappantes Einfühlungsvermögen des Dichters schließen" lassen sollen (S. 230), so zeugt dies nicht unbedingt von Einsicht in die spezifischen Bedingungen und Intentionen des Erzählkunstwerks.

Dieses Buch hätte ein wichtiges und anregendes sein können; statt dessen wird es zur Enttäuschung. Eine zuverlässige Biographie der Elisabeth von Ardenne ist es jedenfalls nicht, eher der an authentischen Begebenheiten orientierte Roman einer Frau, die Budjuhn Elisabeth von Ardenne nennt.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu H. W. Seiffert: Fontanes „Effi Briest" und Spielhagens „Zum Zeitvertreib". Zeugnisse und Materialien. In: ders.: Studien zur neueren deutschen Literatur, Berlin: Akademie-Verlag 1964, S. 255–300, sowie die Ausführungen G. Erlers in Fontane: Romane und Erzählungen. – Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag, 3. Aufl. 1984, Bd. 7, S. 525 ff.

2 Vgl. Fontane: Sämtliche Werke, hrsg. v. Edgar Groß u. a. – München: (Nymphenburger) Bd. XXII,1 1964, S. 201–203 und 827 f.

Karla Bindokat: „Effi Briest": Erzählstoff und Erzählinhalt. Frankfurt/M.-Bern: Lang 1984. 198 S. **Elsbeth Hamann: Theodor Fontanes „Effi Briest" aus erzähltheoretischer Sicht** unter besonderer Berücksichtigung der Interdependenzen zwischen Autor, Erzählwerk und Leser. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1984. 516 S.

[Rez. Joachim Biener]

Die allgemeine Bedeutung Fontanes wie die besondere von „Effi Briest" sind weiter im Wachsen begriffen. Das beweisen im Falle des Romans, den schon Thomas Mann zu den besten Romanen der Weltliteratur zählte, u. a. die vier Verfilmungen, von denen freilich die erste mit Marianne Hoppe unter der Regie von Gustaf Gründgens schwer zu übertreffen ist, so sehr sich z. B. R. W. Faßbinder um eine neue, originelle filmische Adaption bemühte. Von der noch immer steigenden Bedeutung des Werkes zeugen nun auch die Arbeiten Bindokats und Hamanns. Der Verf. dieser Zeilen, der an einer Lehrerbildungseinrichtung hauptsächlich für die Behandlung deutscher Literatur von 1830 bis 1945 verantwortlich ist, hält nicht nur „Effi Briest" für poetischer als „Anna Karenina" oder gar „Madame Bovary"; er sieht in „Effi Briest", „Buddenbrooks" und im „Streit um den Sergeanten Grischa" drei der bedeutendsten deutschen literarischen Werke des genannten Zeitraumes, zwischen denen direkte und unterirdische Verbindungen bestehen. „Effi Briest", wovon neben Fontanes Romanen überhaupt starke Wirkungen auf die Menschengestaltung in „Buddenbrooks" und im „Grischa" ausgingen, man denke an die Darstellung des Bürgertums bzw. der preußisch-deutschen Offiziere, ist wahrscheinlich das geschlossenste und makelloseste der drei so stark herausgehobenen und in eine Traditionslinie gerückten deutschen Erzählwerke.

Die noch immer zunehmende Weltgeltung von „Effi Briest" beruht offensichtlich auf dem exemplarischen, fast parabelhaften gesellschaftskritischen Vorfall, auf dem unaufdringlichen Ringen um ein natürliches Menschenbild und der Intensität des Romans. Diesen Aspekten gehen die Arbeiten Hamanns und Bindokats auf unterschiedlichen Wegen und mit unterschiedlichter Akzentuierung nach.

Karla Bindokat richtet ihre Aufmerksamkeit auf die stoff- und motivgeschichtlichen Grundlagen des Romans. Ihre Grundthese lautet: „Der historische Ardenne-Stoff verschmolz von Anfang an mit Motiven und Stoffen mythologischer Quellen. Nur das momentane Zusammenfallen all' dieser Motive und Stoffe erklärt die Wucht der schöpferischen Inspiration" (S. 144). Es ist erstaunlich, was an mythologischen Elementen als vertiefende Stoff- und Motivgrundlage für „Effi Briest" aufgeboten wird. Auch wenn Bindokat einräumt, daß die zahlreichen Motive des Volksglaubens, der Sage und des Märchens wahrscheinlich vielfach unbewußt eingeflossen und angeeignet seien, bleiben doch Fragen zur

Arbeitsweise Fontanes offen. Auf der anderen Seite ist eine so materialreiche Untersuchung aber auch geeignet, die Vorstellungen von den Bildungstraditionen des Dichters zu erweitern und den Respekt vor der eminenten Anverwandlungskraft Fontanes zu erhöhen. Bedenken zur Methode der Arbeit treten hinter die Anerkennung der Leistung Bindokats zurück, zumal die Darstellung der Aneignung der einzelnen Motive stets mit gesellschaftkritischen Konsequenzen verbunden ist. Die Untersuchung gipfelt in der Carakterisierung eines neuen, emanzipatorischen Menschenbildes in „Effi Briest". Die Romanheldin wird als Vorstoß zu einem antiasketischen, sensualistischen Menschenbild und zu einem dionysischen Lebensgefühl gewertet.

Die Forderung des alten Briest nach Liebe der Eltern zu ihren Kindern wird als progressive Umkehr christlich-patriarchalischer Satzungen gewürdigt. Fontane erscheint in der Nachfolge Goethes und Heines als „moderner Heide", als objektiver Feuerbachianer und damit auch als Überwinder Schopenhauers. Die Arbeit Bindokats, die sich bisweilen in Exkurse über einzelne Motive und ihre Vorgeschichte zu verlieren droht, erfährt am Schlusse doch noch Steigerung und Abrundung.

Demgegenüber konzentriert sich Hamann ganz auf den Text des Romans und seine unmittelbaren Voraussetzungen. Sie verfolgt das Ziel, durch „umfassende und zugleich systematisch detaillierte Untersuchung" des Romans, „in der sowohl geringfügige ‚Beziehungen' als auch subtile sprachliche Schattierungen und Nuancen ihren Ort in einem allgemeinen Zusammenhang finden", eine „Forschungslücke" zu schließen (S. 9, ferner S. 30). Die Grundlage dafür ist eine verblüffende Werkgegenwärtigkeit und die Orientierung auf neueres und neuestes erzähltheoretisches Material (zu dem auch Arbeiten von Manfred Naumann und Robert Weimann gehören). Das Resultat ist eine erstaunlich komplexe und zugleich differenzierte Analyse. Es gelingt eine wissenschaftlich-analytische Durchdringung des Romans als gegliederte Totalität, innerhalb deren sich die Interpretin sicher bewegt.

Die Textanalyse ist produktionsorientiert, ohne die Rezeptionsfrage völlig zu vernachlässigen. Die „Leitfrage für die Analyse" lautet: „Wie hat wer unter welchen Bedingungen was geschaffen, um welche Wirkung zu erzielen?" (S. 41). Ehe sich die Untersuchung der fiktiven Erzählwelt zuwendet, werden der „Autor als historische Person" und die „Erzählkonzeption des realen Autors" betrachtet. Die analytische Einschaltung einer rekonstruierten Phase der „Bereitstellung des Erzählkonzepts" trägt der gedanklichen Arbeit des Schriftstellers an den Stoffgrundlagen angemessen Rechnung. Sie ist eine zusätzliche Garantie für die prozeßhafte Erfassung des Werkes und seiner Grundstruktur.

Innerhalb der Textanalyse geht es dann vor allem um Raum und Zeit, um die Figuren, um Komposition und Sprache, um den Erzählerstandort und -standpunkt und um den fiktiven Adressaten. Gesamtergebnis ist, wie schon gesagt, eine beeindruckende differenzierte Entfaltung des Romans im wissenschaftlichen Abbild. An Einzelergebnissen seien hier hervorgehoben: die Skizzenhaftigkeit der Raumdarstellung, Aussagen zur

Figurendarstellung (Crampas als vorwiegend funktionelle Figur ohne eigentlich individuell-ästhetisches Eigengewicht, Bismarck als instanzenhaft ins Romangeschehen hineinwirkende Gestalt), die Ermittlung fließender Übergänge zwischen auktorialer und figuraler Erzählhaltung, zwischen den Ebenen des Beobachtens, Berichtens, Urteilens und Wertens. Widersprüche zwischen szenisch-dialogischer Darstellung und Handlungsarmut, zwischen der Freude des Erzählers am Gespräch der Figuren und Verschwiegenheit werden bewußt gemacht.

Am meisten überrascht die menschliche und ästhetische Abwertung von Crampas. Charakterlich erscheint er als individualistischer Rollen- und Zitatenmensch, der erst im Tode zu sich selber komme. Ästhetisch wird ihm eine „weitgehende Negativ-Konzeption" (S. 211 f.) im „Normenkonflikt" (S. 348) zugedacht (vgl. dazu ferner S. 334, 411, 426, 480). Diese Sichtweise überrascht im Vergleich mit Bindokat (und anderen), die Crampas in die Nähe des Dichters rückt. Sie widerspricht auch der Auffassung von der allseitigen Aufmerksamkeit Fontanes für seine Gestalten. Das umfangreiche Buch liest sich gut. Seine sprachliche Eleganz ist sicherlich die Folge wiederholter wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Roman (so hatte Hamann bereits vorher eine Interpretation von „Effi Briest" für die Schule veröffentlicht), aber sie ist vielleicht auch Ausdruck einer gewissen Neigung zur Unverbindlichkeit. Es liegt keine werkimmanente, mitgehende Interpretation vor; dennoch liegen im Historischen Grenzen. Beim freilich kurzen Abriß über die Geschichte der Fontane-Rezeption würde Rez., namentlich im Hinblick auf die 50er Jahre, andere Akzente setzen. Einprägsame Historizität, die Parabelhaftigkeit nicht ausschließen muß, ist bei der Textinterpretation kein hervorstechendes Element. Der „Raum" wird mehr ästhetisch als sozialhistorisch gesehen. Die Abschnitte über den gesellschaftskritischen Gehalt und über den Erzählerstandpunkt wirken bisweilen wenig eindringlich. Der „Konflikt zwischen individuellem Glück und gesellschaftlicher Norm" erscheint gelegentlich als ewiger Konflikt (S. 456, 472).

Mit diesen Arbeiten liegen zwei Untersuchungen vor, die sich methodisch und gehaltlich unterscheiden und zugleich ergänzen. Bindokat tritt von außen an das Werk heran und entdeckt neue stofflich-motivische Grundlagen, die vom Dichter offenbar souverän und versteckt dem Werke einverleibt wurden. Hamann schließt es vor allem textintern auf. Beide Untersuchungen demonstrieren den bedeutsamen menschlichen Gehalt des Romans und seinen eminent dichterischen Charakter.

Literaturgeschichtliche Einordnung spielt nur eine Nebenrolle. Bindokat kennzeichnet Fontane gleichsam als dichterisches Kollektivwesen und stellt „Effi Briest" auch wegen der ästhetischen Geschlossenheit in nachklassische Tradition. Hamann rückt „Effi Briest" wegen der zugespitzten Moralproblematik und wegen der hohen künstlerischen Stilisierung von thematisch verwandten Werken Fontanes und anderen Ehebruchsromanen des 19. Jahrhunderts ab. Damit wäre die „Effi-Briest"-Analyse Helene Herrmanns, die von Elsbeth Hamann in ihrem Forschungsbericht (S. 18 f.) im wesentlichen positiv gewertet wird, weitergeführt.

Rainer Kolk: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu den Romanen Theodor Fontanes. — Diss. Bielefeld 1984

(Die Arbeit erscheint voraussichtlich 1986 im Druck.) [Autorreferat]

Die hier anzuzeigende Arbeit unternimmt den Versuch, unter Aufnahme geeignet erscheinender sozialisationstheoretischer und sozialpsychologischer Konzepte das in den Romanen Theodor Fontanes vorhandene Wissen über die Formen und Veränderungen menschlicher Subjektivität zu bestimmen. Entsprechende gesellschaftsgeschichtliche Studien zeigen, daß sich mit der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tiefgreifende Wandlungen in den Prozessen der primären wie außerfamilialen Sozialisation vollziehen. Weit ausgreifende Modifikationen des Alltagslebens, der beruflichen Anforderungen und Perspektiven, des städtischen Zusammenlebens als Folgen der Gleichzeitigkeit differierender Produktionsweisen bewirken einen gravierenden *Strukturwandel der Subjektivität*. Dieser Befund formuliert eine historische Perspektive für die Untersuchung der psychischen Disposition Fontanescher Romanfiguren.

In „Ellernklipp" wird die Dysfunktionalität eines Persönlichkeitstyps demonstriert, der die familial und gesellschaftlich geforderte Disziplinierung der Subjektivität in Richtung auf Arbeitsdisziplin und Flexibilisierung des Leistungsvermögens nur unzureichend ausgebildet hat Dem entsprechen in „Graf Petöfy" und „Stine" Versuche, bestimmte Persönlichkeitsmerkmale wie das der Sexualität zu isolieren und rationaler Planung zu unterwerfen. Die Biographien der betroffenen Figuren zeigen, daß sich psychosomatische Störungen, Depressionen, Affekthemmung und Suizid aus solchen Restriktionen herleiten. Die gesellschaftliche Dichotomisierung von ‚sinnlicher' versus ‚reiner' Frau unterwirft einzelne Individuen zudem Anweisungsstrukturen, deren Reichweite allen Beteiligten unklar bleibt; die Kränklichkeit der Frauen und ihr schwaches Selbstbewußtsein provozieren Ehekonflikte und Duelle („Cécile", „Effi Briest").

Die Analysen der Romane Fontanes erweisen, daß die in zahlreichen Gesprächen proklamierte Autonomie des Bürgers massiv illusorisch ist. Besonders in den Biographien der zentralen Frauengestalten zeigt sich, daß bereits die familiale Sozialisation die Individuen keineswegs auf zukunftsorientiertes, selbständiges Handeln vorbereitet. Im Gegenteil werden Cécile, Effi Briest und Waldemar von Haldern in ihren Familien zur Übernahme von Rollen gezwungen, in denen Enttäuschungen der Eltern kompensiert werden sollen. Als Folge einer solchermaßen reduzierten Identitätsbildung sind die Personen situativen Einflüssen ausgeliefert. In „Mathilde Möhring" entspricht dem die weitgehende Adaption der Titelfigur an die Erfordernisse der materiellen Reproduktion, die durch ärmliche Lebensumstände zum zentralen Motiv des Verhaltens wird.

In „Grete Minde" wird ergänzend dargelegt, wie eine schizophrene Disposition aus den Defiziten des Familienlebens entsteht; es handelt sich bei dem psychotischen Ausbruch der Titelfigur am Ende der Erzählung

allerdings um den einzigen Fall einer geistigen ‚Erkrankung'. Die anderen Romane konzentrieren sich auf die Diskussion ‚durchschnittlicher' psychischer Verfassungen, die im Alltagsleben nicht als ‚krank' klassifiziert werden.

Die pathogene Qualität der von vielen Figuren erlebten Kommunikation in der Familie wird in den von Fontane beschriebenen Suizidfällen besonders deutlich. Sie sind Konsequenzen eines Zerfalls der Alltagsorganisation, den die Personen sich als *individuelles* Fehlverhalten anrechnen; es entstehen Schuldgefühle („Cécile"), Depressionen („Unwiederbringlich") und narzißtische Kränkungen („Graf Petöfy", „Schach von Wuthenow"). Mit dieser Reaktion vollziehen die Figuren nach, was die gesellschaftliche Diskussion ihnen vorgibt: Fehlverhalten resultiert aus einer ‚Charakterschwäche', für die das Subjekt allein verantwortlich ist. Die in der Erziehung und der aktuellen Lebenswelt der Personen auffindbaren Deformationen werden den Betroffenen als *gesellschaftlich* produzierte nicht bewußt.

Prägnant zeigt sich diese Verlagerung in das einzelne Individuum an den ‚Melusinen', einem in der Fontane-Forschung favorisierten Motivkomplex. Die Analysen der betreffenden Frauenfiguren ergeben, daß mit diesem Prädikat keineswegs natürliche, quasi-mythische Persönlichkeitsmerkmale, sondern vielmehr Stereotypisierungen beschrieben werden, welche auf vorgegebene Handlungserwartungen verweisen.

Die für ein eingeschränktes Alltagsbewußtsein charakteristischen Mechanismen der Konfliktabwehr werden in „Irrungen, Wirrungen" und „Stine" beschrieben. Obwohl die Figuren gravierende Beeinträchtigungen ihrer Glücksansprüche erfahren, sind sie der Reflexion auf die entsprechenden Ursachen unfähig. Vielmehr wird den erlebten Enttäuschungen emphatisch Sinn zugewiesen, der in der hypostasierten ‚Ordnung' der Ehe bestehen soll, die doch faktisch als unbefriedigend empfunden wird. Ähnliche Reduktionen von Konflikten finden sich in den Bemerkungen über Arbeitsbedingungen und gesellschaftliche Konventionen.

Auf die vielfältigen Adaptionszwänge reagieren die Individuen mit gesteigerter, allerdings diffus bleibender Angst, deren Konsequenz hektische Betriebsamkeit („Mathilde Möhring"), Verbrechen („Unterm Birnbaum") und Neurose („Effi Briest") sind. Den Gegenpol verkörpern Figuren, die sich durch gesellschaftlich akzeptierte Merkmale auszeichnen. Für ihre Anpassungsleistungen durch Affektkontrolle und ‚Charakterstärke' werden die Figuren (Innstetten, Opitz, Rienäcker) mit systemkonformen Entschädigungen versehen; allerdings stellen sich Momente von Gleichgültigkeit gegenüber diesen Gratifikationen ein. Andere Figuren wollen den Defiziten des Alltags durch Umstrukturierungsversuche begegnen, welche die bestehenden Abhängigkeiten zukünftig vermeiden sollen. Es zeigt sich, daß die Einbettung in vertraute Handlungsmuster die Ausbruchsversuche einholt und die Figuren auf nur leicht modifizierte Positionen zurückführt. Das Interieur, die Rituale und ein Großteil der Konversationen erweisen sich als *Schutzräume,* in denen die Individuen ihre gefährdete Identität zu stabilisieren suchen.

Diese Ergebnisse der Romananalysen können durch wissenschaftsgeschichtliche Befunde konturiert werden. Zur Lehrmeinung der etablierten Psychologie und Psychiatrie des 19. Jahrhunderts stehen Fontanes Romane im Gegensatz. Sie konstatieren gesellschaftlich bedingte Deformationen der Subjektivität, während die institutionalisierte Forschung auf organische Lokalisierung und Individualtherapie setzt. Mit der illusionslosen Diagnose subjektiven Leidens als Konsequenz einer deformierten Lebenswelt schreibt Theodor Fontane eine Pathographie der bürgerlichen Individualität.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

[Bearb.: Helga Breithaupt (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)]
Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen
Mai 1985 bis Oktober 1985 *

Handschriften

Zum Archivjubiläum wurden 99 Autographe aus dem Teilnachlaß Bernhard von Lepel der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin als Dauerleihgabe an das Fontane-Archiv Potsdam übergeben. Die Neuerwerbungen sind unter der Sammelnummer Hs. 1985:48 registriert.

Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., o. O. [Berlin] u. „Mittwoch" o. J. [1852 oder 1853], an Strudelwitz. 3 S. kl. 8^0 – Betr. Anmeldung e. Besuches Theodor Storms mit e. Empfehlung für ihn. Kugler, Hahn u. Frau vom Wangenheim werden genannt.

Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., o. O. [Berlin] u. „Freitag Abend" o. J., an [Friedrich] Eggers. 2 S. kl. 8° – Einladung zu e. Ausflug u. zu e. Zusammenkunft der „Ellora".

Auerbach, Berthold (1812–1882, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Dresden 20. 3. 1859, an Bernhard von Lepel. 2 S.

Baumann, Otto (Geschäftsführer des von Deckerschen Verlages): 4 Br. eigenh. u. m. U., Berlin 1865–1869, an Ludwig Burger.

Eggers, Friedrich (1819–1872, Professor a. d. Akademie d. Künste in Berlin): 3 Br. eigenh. u. m. U., Berlin 1856–1857, an Bernhard von Lepel.

Fontane, Emilie (1824–1902, Gattin Theodor Fontanes): Eigenh. Br. m. U., Berlin 22. 10. [1870], [an Hermann Kletke]. 1 S. – Betr. Benachrichtigung ü. Fontanes Haftaufenthalt in Besançon.

---

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Fotokopien und Neuerscheinungen einsandten.

Fontane, Emilie: 3 Br. eigenh. u. m. U., Berlin 2. 11. 1894; 29. 11. o. J. u. 6. 1. 1899, [an Otto Brahm].

Fontane, Martha [Mete] (1860–1917, verh. Fritsch, einzige Tochter Theodor Fontanes): 1 Briefkt. eigenh. u. m. U., o. O. u. D., an Franz [Harder].

Gruppe, Otto Friedrich (1804–1876, Professor u. Dichter): Eigenh. Br. m. U., o. O. 29. 9. 1852, [an Bernhard von Lepel]. 1 S.

Hahn, Werner (1816–1890, Schriftsteller der „Deutschen Reform"): 7 Br. eigenh. u. m. U., Sacrow b. Potsdam 1881–1884, an Bernhard von Lepel.

Heyse, Paul (1830–1914, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. u. m. U., Rom, München 2. Ostertag 1853 u. 3. 5. 1859, an Theodor Fontane.

Heyse, Paul: 13 Br. eigenh. u. m. U., o. O. u. D. u. München „Freitag Nachmittag"; 1854–1870, an Bernhard von Lepel.

Heyse, Paul: 4 Br. eigenh. u. m. U., Berlin, Tölz u. a. 1885–1893, an Anna von Lepel.

Heyse, Paul: 1 Gedicht „So? Lächeln?" v. 12. 12. 1857 u. die Erzählung „Der Centaur". 25 S. – [Abschr. v. fremder Hand].

Jahnke, Otto (1818–1887, Verleger): Eigenh. Br. m. U., Berlin 17. 7. 1882, an Theodor Fontane. 3 S.

Köppen, Fedor von (1840–1904, Major a. D.): 2 Br. eigenh. u. m. U., Leipzig 15. 6. 1880 u. 12. 7. 1882, [an Bernhard von Lepel].

Köppen, Fedor von: Eigenh. Br. m. U., Berlin 16. 6. 1885, [an Anna von Lepel]. 2 S.

Kugler, Franz (1808–1858, Kunsthistoriker): 9 Br. eigenh. u. m. U., o. O. (Bellevue) 1852–1854, an Bernhard von Lepel.

Lazarus, Moritz (1824–1903, Universitätsprofessor): 7 Br. eigenh. u. m. U., Berlin, 1856–1884, an Bernhard von Lepel.

Lazarus, Moritz: Eigenh. Br. m. U., Berlin 24. 5. 1885, an Anna von Lepel. 1 S.

Lepel, Bernhard von (1818–1885, Offizier, „Urfreund" Theodor Fontanes): Teilstücke; u. a. 1 Briefentw. v. Theodor Fontane [Anfang 1851], 1 Heiratsurkunde f. Friedrich W. von Lepel v. 12. 3. 1834, 1 Gedicht v. G. Hesekiel an Theodor Fontane v. 9. 12. 1865, 1 Notizzettel m. Briefentw. v. B. von Lepel u. 2 Schriftstücke in französ. Sprache.

Lewald, Fanny (1811–1879, Schriftstellerin): 18 Br. eigenh. u. m. U., o. O. u. J. u. Berlin, Hamburg, Oldenburg 1846–1849, an Bernhard von Lepel.

Lewald, Fanny: Eigenh. Br. m. U., Neapel 19. 7. 1846, [an Frau von Lepel]. 1 S.

Menzel, Adolph von (1815–1905, Maler): 1 Br. m. frank. Umschl. u. 1 Kt., eigenh. u. m. U., Kissingen, [Berlin] 6. 9. 1894 u. [22. 3. 1879], an Theodor Fontane.

Menzel, Adolph von: 2 Br. eigenh. u. m. U., B. [Berlin] „Donnerstag" o. J. u. o. O. u. D., an Bernhard von Lepel.

Merckel, Wilhelm von (1803–1861, Kammergerichtsrat): Eigenh. Br. m. U., o. O. u. „Donnerstag" o. J., an Bernhard von Lepel.

Rohr, Hans von (1841–1876, kgl. preuß. Hauptmann): Eigenh. Br. m. U., Berlin 22. 12. 1866, an Bernhard von Lepel. 2 S. – Auf S. 1, Br. des Adjutanten des Obersten von Berger, Berlin 21. 12. 1866, an Hans von Rohr.

Storm, Theodor (1817–1888, Dichter): Eigenh. Br. m. U., Potsdam 24. 7. 1854, an Theodor Fontane. 3 S. – Betr. Unstimmigkeiten zwischen Fontane u. Storm.

Zöllner, Karl (1821–1897, Jurist): Eigenh. Br. m. U., Berlin 29. 9. 1881, an Bernhard von Lepel. 4 S.

Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Die Balinesenfrauen auf Lombok. John Maynard. Das Trauerspiel von Afghanistan. – In: Das große Balladenbuch. Aus drei Jahrhunderten deutscher Dichtung. Berlin: Verl. Neues Leben 1985. (85/45q)

Fontane, Theodor: Bemerkungen über Paul Lindau, Der Zug nach dem Westen (1866). Emile Zola (1883), Über Einheitsroman u. Vielheitsroman (1878, 1879). Rez. über Gustav Freytag, Die Ahnen (1875) u. Soll und Haben (1855). Rez. über Wilhelm Raabe, Fabian und Sebastian (1882). – In: Romanpoetik. (85/57)

Fontane, Theodor: Drei Briefe an Otto Brahm. Hrsg. u. komment. von Joachim Krueger. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 127–130. (65/5536=6,2)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. – Klagenfurt: Kaiser 1984. 294 S. (Meisterwerke der Literatur; 1) (85/46=1)

Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. Irrungen und [!] Wirrungen. – Klagenfurt: Kaiser 1984. 343 S. (Meisterwerke der Weltliteratur; 2) (85/46=2)

Fontane, Theodor: Gustav Kühn. – In: Lisa Riedel, Zur Geschichte der Neuruppiner Bilderbogen. Hrsg. vom Heimatmuseum Neuruppin 1984, S. 46–48. (85/41)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Roman. – Stuttgart: Reclam 1983. 184 S. (Universal-Bibliothek; 8971) (85/49)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Mit e. Nachw. von Walther Killy. – Frankfurt/M.: Insel 1984. 241 S. (Insel Taschenbuch; 771) (85/48)

Fontane, Theodor: Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871. Mit e. Vorw. von Gordon A. Craig. Mit Plänen d. Erstausg. u. Porträts nach Stichen d. Zeit. 1.–4. – Zürich: Manesse 1985.

1. Der Krieg gegen das Kaiserreich. Bis Gravelotte. 488 S.
2. Von Gravelotte bis zur Kapitulation von Metz. 666 S.
3. Der Krieg gegen die Republik. In u. vor Paris. 582 S.
4. Orleans bis zum Einzuge in Berlin. 856 S. (85/35=1–4)

Fontane, Theodor: Quitt. – Berlin: Verl. Volk u. Welt 1985. 159 S. (Roman-Zeitung; 418) (85/34)

Fontane, Theodor: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Hrsg. von Peter Goldammer u. a. 3. Aufl. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1984. (69/84[3.]=1–8)

Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. Mit e. Nachw. von Benno von Wiese. – Frankfurt: Insel 1984. 219 S. (Insel-Taschenbuch; 816) (85/47)

Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Nota introduttiva di Cesare Cases. Trad. di Maria Teresa Mandalari. – Torino: Einaudi 1985. 145 S. (Centopagine; 76) (85/36)

Fontane, Theodor: Il Signore di Stechlin. Introd. critica di Giuseppe Bevilacqua. Trad. di Carla Becagli. – Milano: Garzanti 1985. 30, 367 S. (I grandi libri; 318) (85/44)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

Beck, Konrad: Die Ravenés. – In: Mitteilungen d. Vereins für d. Geschichte Berlins. 81 (1985) 3, S. 310–313. [betr. „L'Adultera"] (85/72)

Betz, Frederick; Thunecke, Jörg: Fritz Mauthners Berliner Jahre 1876–1905. Erinnerungen d. Buddha vom Bodensee. – In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. 35 (1948), S. 137–161. [vgl. Betz; Thunecke: Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. – In: Fontane-Blätter. 5 (1984) 6; 6 (1985) 1] (85/37)

Biener, Joachim [Rez.]: Konstantina Delbruyére, Der Dialog, seine Funktion und Bedeutung in den späteren Romanen Theodor Fontanes. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 236–238. (65/5536=6,2)

Budjuhn, Horst: Fontane nannte sie „Effi Briest". Das Leben der Elisabeth von Ardenne. – Berlin: Quadriga 1985. 231 S.:Abb. (85/61)

Buil-Besselink, M. C. A.: Gesellschaft und Ehe bei Theodor Fontane. – Diss. [Katholieke Universiteit] Nijmegen 1984. 148 S. 30 cm. (85/63q)

Burkhardt, Albert: Auf Fontanes Spuren. Wanderungen in Oderland u. Spreeland. 2., überarb. u. erw. Aufl. – Leipzig: Brockhaus 1985. 191 S.:Ill. (78/73[2.])

Cheval, René: La captivité de Théodor Fontane à la Citadelle de Besançon en octobre 1870. – In: Mémoires de l'Academie des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Besançon. 185 (1984), S. 137–151. (85/76)

Cossar, C. D. [Rez.]: Alan Bance, Theodor Fontane. The Major Novels. Cambridge: University Press 1982. – In: The Modern Language Review. 80 (1985) 1, S. 220–221. (ZA 1985)

Craig, Gordon A.: Fontane als Historiker. – In: Theodor Fontane, Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871. Zürich: Manesse 1985. Bd 1. S. 13–32. [= Vorwort] (85/35=1)

Davies, Maire: A Note in Defence of Käthe von Sellenthin. – In: German Life and Letters. 38 (1985) 4, S. 336–345. (ZA 1985)

Degering, Thomas: „ ... daß ich lieben und leben muß." Madame Bovary, Anna Karenina und Effi Briest. Manuskr. e. Sendung von Radio Bremen am 9. 12. 1984. 15 S. (78/88q=8)

Downing, Eric: Tragödie/Spiel: An Essay on Fontane's „Glücksbegriff" in „Irrungen, Wirrungen". – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 59 (1985) 2, S. 290–312. (ZA 1985)

Erler, Gotthard: Die Fontanes und die Merckels. Unveröffentlichte und wenig bekannte Dokumente. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 131–154. (65/5536=6,2)

Faucher, E. [Rez.]: Alan Bance, Theodor Fontane. The Major Novels. Cambridge: University Press 1982. – In: Etudes Germaniques. 38 (1983) 4, S. 507. (ZA 1983)

Faucher, E. [Rez.]: Ekkhard Verchau, Theodor Fontane. Individuum und Gesellschaft. Berlin u. a.: Ullstein 1983. – In: Etudes Germaniques. 39 (1984) 4, S. 457–458. (ZA 1984)

Gems, Heike: Theodor Fontanes Roman „Effi Briest". E. Interpretation. – Staatsexamensarb. Dortmund 1984. 191 S. 30 cm [Maschschr.] (85/71q)

Geschichte der deutschen Literaturkritik. Mit Beiträgen von Klaus L. Berghahn u. a. Hrsg. von Peter Uwe Hohendahl. – Stuttgart: Metzler 1985. 375 S. [mehrere Seiten zu Fontane] (85/39)

Goldammer, Peter [Rez.]: Hans-Heinrich Reuter, Dichters Lande im Reich der Geschichte. Aufs. zur deutschen Literatur d. 18. u. 19. Jhds. Hrsg. von Regine Otto. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1983. – In: Weimarer Beiträge. 31 (1985) 2, S. 348–351. (ZA 1985)

Grawe, Christian: Theodor Fontane: Effi Briest. – Frankfurt/M., Berlin, München: Diesterweg 1985. 128 S. (Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur) (85/75)

Grevel, Lilo: Fontane und die Theaterkritik. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 157–175. (65/5536=6,2)

Guidry, Glenn A.: Myth and ritual in Fontane's „Effi Briest". – In: Germanic Review. 59 (1984) 1, S. 19–25. (ZA 1984)

Hamann, Elsbeth: Theodor Fontanes „Effi Briest" aus erzähltheoretischer Sicht. Unter besonderer Berücksichtigung der Interdependenzen zwischen Autor, Erzählwerk u. Leser. – Bonn: Bouvier 1984. 516 S. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft; 353) (85/56)

Hilgers, Jos: Die „Manipulation" des Lesers in Theodor Fontanes „Vor dem Sturm". – Diss. Katholieke Universiteit Nijmegen 1985. 133 S. 30 cm. (85/64q)

Höfele, Karl-Heinz: Mensch und Menschenleben in Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". – In: Der Bär von

Berlin. Jahrbuch d. Vereins für d. Geschichte Berlins. Hrsg. von Gerhard Kutzsch. Berlin, Bonn: Westkreuz 1984. S. 61–65. (85/59)

Howe, Patricia: Reality and Imagination in Fontane's „Irrungen, Wirrungen". – In: German Life and Letters. 38 (1985) 4, S. 346–356. (ZA 1985)

Jung, Wolfgang: Das „Menschliche" im „Alltäglichen". Theodor Fontanes Literaturtheorie in ihrer Beziehung zur klassischen Ästhetik und seine Rezeption der Dichtungen Goethes und Schillers. – Frankfurt/M., Bern, New York: Lang 1985. 308 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; 852) (85/74)

Kampel, Beatrix: Theater-Leben. Studien zur histor. Relevanz von Theater u. Schauspiel in d. Erzählprosa Theodor Fontanes. – Diss. Karl-Franzens-Universität Graz 1984. 294 S. (85/58)

Keiler, Otfried: „Und aus der Schüssel, aus der 300 000 Deutsche essen, ess' ich ruhig mit." Zum Begriff „Literarisches Leben". Neue Materialien und Ansichten der Fontane-Forschung. Mit 1 Abb. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 201–229. (65/5536=6,2)

Klieneberger, H. R. [Rez.]: John Osborne, Meyer or Fontane? German Literature after Franco-Prussian War 1870/71. Bonn: Bouvier 1983. – In: The Modern Language Review. 80 (1985) 2, S. 498–499. (ZA 1985)

Koc, Richard A.: The German Gesellschaftsroman at the Turn of the Century. A Comparison of the Works of Theodor Fontane and Eduard von Keyserling. – Bern, Frankfurt/M.: Lang 1982. 263 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1. Deutsche Sprache und Literatur; 542) (85/68)

Lau, Heike: Vergleichende Raum-Zeit-Realismusuntersuchungen an den Romanen Theodor Fontanes „Stine" und „Irrungen, Wirrungen". – Diplomarb. Pädagog. Hochschule „Clara Zetkin" Leipzig 1985. 71 S. 29 cm. [Maschschr.] (85/70q)

Laufer, Christel [Rez.]: Charlotte Jolles, Theodor Fontane. 3., durchges. u. erg. Aufl. Stuttgart: Metzler 1983. – In: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 17 (1985) 1, S. 107–108. (85/66)

Lent, Dieter [Rez.]: Dietmar Storch, Theodor Fontane, Hannover und Niedersachsen. Hildesheim: Lax 1981. – In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 1982. S. 371–373. (ZA 1982)

Liersch, Werner: Dichters Ort. Ein literar. Reiseführer. – Rudolstadt: Greifenverl. 1985. 383 S. [mehrfach zu Fontane] (85/78)

Lüdke, Martin W.: Der aristokratische Gestus des Schreibens. Beobachtungen zwischen Theodor Fontane und Vladimir Nabokov. Manuskr. e. Sendung von Radio Bremen am 20. 10. 1984. 22 S. (78/88q=7)

MhicFhionnbhairr, Andrea: Anekdoten aus allen fünf Weltteilen. The Anecdote in Fontane's Fiction and Autobiography. – Berne, Frankfurt/M., New York: Lang 1985. 326 S. (European University Studies. Ser. 1. German Language and Literature; 864) (85/73)

Moe, Vera Ingunn: Deutscher Naturalismus und ausländische Literatur. Zur Rezeption d. Werke von Zola, Ibsen und Dostojewski durch d. dt. naturalist. Bewegung (1880–1895). – Diss. Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen 1981. 276, 92 S. (85/8)

Northcott, Kenneth J.: Some Topoi in Fontane. – In: German Life and Letters. 38 (1985) 4, S. 374–384. [zu Fenstern u. Briefen in Ellernklipp, Effi Briest u. Irrungen, Wirrungen] (ZA 1985)

Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Theodor Fontane, Werke, Schriften, Briefe. München: Hanser. Abt. IV: Briefe. Hrsg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Bd 3, 1980; Bd 4, 1982; Abt. I, Bd 6: Gedichte. 2. Aufl. Hrsg. von Walter Keitel. 1983; Theodor Fontane, Briefe in zwei Bänden. Ausgew. u. erl. von Gotthard Erler. München: Nymphenburger Verlagsanstalt 1981. – In: Colloquia Germanica (Kentucky). 16 (1983) 4, S. 381–384. (ZA 1983)

Plett, Bettina [Rez.]: Fontane für die Westentasche. Lebensklugheit. Aus Briefen Fontanes. Ausw. von Ilse Holzapfel. Gütersloh o. J. 128 S.; Theodor Fontane, Ausgewählte Kostbarkeiten. Zusammengest. von Gottfried Berron. 8. Aufl. Lahr 1984. 62 S.; Theodor Fontane, Ernst und Scherz. Lebensweisheit in Gedichten. Hrsg. von Katharina Kewitsch. München 1984. 159 S.; Theodor Fontane, Wer schaffen will, muß fröhlich sein. Die schönsten Gedichte. Ausgew. von Franz Sutter. Zürich 1984. 91 S. – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 232–237. (65/5536=6,2)

Pons, G. [Rez.]: Brigitte Hauschild, Geselligkeitsformen und Erzählstruktur. Die Darstellung von Geselligkeit und Naturbegegnung bei Gottfried Keller und Theodor Fontane. Frankfurt/M., Bern: Lang 1981. – In: Etudes Germaniques. 39 (1984) 4, S. 458–459. (ZA 1984)

Reuter, Rita: Eine Quelle zu den „Poggenpuhls". – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 229–232. (65/5536=6,2)

Robinson, A. R. [Rez.]: Henry Garland, The Berlin Novels of Theodor Fontane. Oxford: Clarendon Press 1980. – In: The Modern Language Review. 77 (1982) 1, S. 239–241. (ZA 1982)

Röllecke, Heinz: „Es kribbelt und wibbelt". Anmerkungen zu einem Fontane-Gedicht. – In: Wirkendes Wort. 35 (1985) 4, S. 165–167. (ZA 1985)

Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane. Hrsg. von Hartmut Steinecke. – Tübingen: Gunter Narr Verl. 1984. 283 S. (Deutsche Text-Bibliothek; 3) (85/57)

Royer, J. [Rez.]: La correspondance de Theodore Storm et Theodore Fontane. – In: Etudes Germaniques. 39 (1984) 1, S. 56–58. (ZA 1984)

Scholz, Hans: „Riesige Napfkuchen und blaue Veilchen". – In: Jahrbuch Deutsche Akademie der Wissenschaft für Sprache und Dichtung 1981. 2, S. 54–61. [betr. Beziehung d. Familie Fontane zum Oderbruch] (ZA 1981)

Shrotri, Shridhar B.: Theodor Fontanes „Effi Briest“ und Hari Narayan Aptes „Wer denkt daran?“ – In: German Studies in India. 7 (1983) 4, S. 167–170. (ZA 1983)

Steinecke, Hartmut: Die Entwicklung der deutschen Romanpoetik von Hegel bis Fontane. – In: Romanpoetik, S. 11–42. (85/57)

Steiner, Jacob [Rez.]: Theodor Storm – Theodor Fontane. Briefwechsel. Krit. Ausg. In Verbindung mit d. Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. von Jacob Steiner. – In: German Studies in India. 7 (1983) 4, S. 215–219. (ZA 1983)

Storch, Dietmar: „Ich bin das Gegentheil von einem Schwarzseher, ich sehe nur.“ Notizen zu Fontanes „Die preußische Idee.“ – In: Fontane-Blätter. 6 (1985) 2, S. 157–175. (65/5536=6,2)

Subiotto, Frances M.: The ghost in „Effi Briest“. – In: Forum for Modern Language Studies. 21 (1985) 2, S. 137–150. (85/62)

Volkmann, Kathrin: Theodor Fontane: L'Adultera. Ein Versuch über die Themen Liebe, Ehe und Gesellschaft. Seminarref. – Würzburg 1985. 15 S. [Maschschr.] (78/88q=9)

Walter-Schneider, Margret: „Personen, die nicht da waren, wissen immer alles am besten.“ Bemerkungen zum Realismus in Fontanes Romanen. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. 104 (1985) 2, S. 223–244. (ZA 1985)

Wenzel, Georg [Rez.]: Jahrhundertwende. Manifeste u. Dokumente zur deutschen Literatur 1890–1910. Hrsg. von Erich Rupprecht u. Dieter Bänsch. Stuttgart: Metzler 1981. – In: Deutsche Literatur-Ztg. 104 (1984) 12, Sp. 989–992. (ZA 1984)

2. Zeitungsartikel

– anon.: An drei Abenden: „Der Stechlin“ [im Fernsehen]. – In: Tagesspiegel v. 1. 6. 1985. (ZA 1985)

– anon.: Halbverwehte Dichterspuren. Die Herren von Ribbeck u. von Bredow aus dem Havelland. – In: Deutschland Journal v. März 1985. (ZA 1985)

– anon.: Schilderungen des Kleinlebens. – In: Märkische Union v. 20. 4. 1985. [betr. Vortrag Otfried Keilers über „Vor dem Sturm“] (ZA 1985)

Baer, Volker [Rez.]: Fontanes Effi Briest. Horst Budjuhn auf den Spuren der Elisabeth von Plotho. – In: Der Tagesspiegel v. 16. 6. 1985. (ZA 1985)

Erler, Gotthard: „Ein Apotheker, der von der Dichtkunst lebte“ ... Fontane im Aufbau-Verlag. – In: Der Bienenstock. Nr 132 (1985). (ZA 1985)

Franziska. Film des DDR-Fernsehens nach Fontanes Roman „Graf Petöfy“. [Rez.]:

– Bernhardt, R.: Art u. Weise d. Umsetzung war Fontanes Werk angemessen. – In: Freiheit v. 10. 4. 1985.

– Czerwenka, Rudi: „Das Herz ist ein kompliziertes Ding". – In: Ostsee-Ztg. v. 9. 4.

– Hoff, Peter: Die Geschichte einer tragischen Liebe. – In: Neues Deutschland v. 10. 4.

– Hoyer, Gisela: Vom Verlangen, ewig ungestillt. – In: Der Morgen v. 9. 4.

– Köhler, Regine: Ein ganzer Fontane. – In: Tribüne v. 9. 4.

– Martin, Jochen: Adel im Untergang. – In: Freie Presse v. 11. 4.

– Müller, Manfred: Franziska. – In: Freie Erde v. 10. 4.

– Müller, Roland: Ein schöner, aber ungleicher Herzensbund. – In: Schweriner Volksztg v. 11. 4.

– Rätzke, Angelika: Ein sehr genaues Zeitporträt. – In: Berliner Ztg v. 9. 4.

– Schulz, Barbara: Eine gelungene Fontane-Adaption. – In: Neuer Tag v. 9. 4.

– Tok, Hans-Dieter: Mehr Schau als Schliff. – In: Leipziger Volksztg v. 9. 4.

– Wisotzki, Jochen: Franziska. – In: Sonntag v. 28. 4. (ZA 1985)

Gärtner, Peter: Auf den Spuren der Menschen zwischen Spreewald und Stechlin. Gisela Heller, eine Schriftstellerin in geistiger Verwandtschaft zu Fontane. – In: Volksblatt v. 14. 8. 1985. (ZA 1985)

Gose, Walter [Rez.]: „Das versteckt und gefährlich Politische". Ein Fontane-Buch des Mainzer Historikers Ekkhard Verchau. – In: Allgemeine Ztg Mainz v. 31. 7. 1984. (ZA 1984)

Gwose, D.: „Wir hatten einen Sommer allerglücklichste Tage." Entdekkungen im Bücherschrank. – In: Tribüne v. 14. 6. 1985. [„Irrungen, Wirrungen"] (ZA 1985)

Heftrich, Eckard [Rez.]: Genauer als Treitschke. Fontanes „Der Krieg gegen Frankreich". – In: Frankfurter Allgemeine v. 7. 9. 1985. (ZA 1985)

Lüderitz, Jörg [Rez.]: Im Oder- und Spreeland. Albert Burkhardt, Auf Fontanes Spuren. 2., erw. Aufl. Leipzig: VEB F. A. Brockhaus 1985. – In: Märkische Union v. 15. 6. 1985. (ZA 1985)

Lü. [Lüderitz, Jörg]: Resonanz auf Fontanes Werk. Erste Veranstaltung des neuen Kulturbund-Arbeitskreises. – In: Märkische Union v. 5. 7. 1985. (ZA 1985)

Mommert, Wilfried: NDR dreht Fontane-Film in der DDR. Sechs einstündige Sendungen – zehn Jahre Vorbereitungszeit. – In: Volksblatt v. 11. 7. 1985. Tagesspiegel v. 15. 7. 1985. (ZA 1985)

Nürnberger, Helmuth [Rez.]: Verdrängungswettbewerb. Horst Budjuhn, Fontane nannte sie Effi Briest. Das Leben der Elisabeth von Ardenne. Berlin: Quadriga 1985. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 3. 6. 1985. (ZA 1985)

Scamardi, Theodoro [Rez.]: Dalla Prussia con onore. „Schach von Wuthenow", un glorioso romanzo ottocentesco di Theodor Fontane, è stato ora ripubblicato e svela tutta la sua modernità. – In: Il Quotidiano di Lecca v. 20. 3. 1985. (ZA 1985)

Schobeß, Joachim: Fontane: Er ist keine edle Natur. Der Dichter bezeichnete Bismarck als Mischung von Heros u. Heulhuber. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 11. 10. 1985. (ZA 1985)

Schobeß, Joachim: Fontanebrief ist erhalten geblieben. Zum Lob am Gasthaus „Kranichberg" an d. Woltersdorfer Schleuse. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 4. 9. 1985. (ZA 1985)

Schobeß, Joachim: Statt des „Cottbus"-Kapitels. Theodor Fontane über die Niederlausitz u. d. Maler Karl Blechen. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 2. 7. 1985. (ZA 1985)

Schobeß, Joachim: Wo Fontane Kaffee trank. Die Gaststätte Boßdorf hatte über Caputh hinaus einen guten Ruf. – In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 12. 6. 1985. (ZA 1985)

Schroeder, Wolfram [Rez.]: Horst Budjuhn, Fontane nannte sie Effi Briest. Berlin: Quadriga Verl. 1985.
1. Das aufregende Leben der wirklichen „Effi Briest".
2. Zwei Männer, eine Frau, zwei Waffen. –
In: Berliner Morgenpost v. 19. u. 26. 5. 1985. (ZA 1985)

Schulz, Jutta: Verlobt auf der Weidendammbrücke. Wo Fontane sich um zwei Buchstaben irrte. Kur für den drittältesten Spreeübergang. – In: Neues Deutschland v. 2. 8. 1985. (ZA 1985)

Usch.: Neue Bibliothek ehrt Fontane. – In: Neue Zeit v. 4. 6. 1985. (ZA 1985)

Winter, Peter Jochen: In märkischer Erde und im Schatten der Mauer. Theodor Fontanes Grab darf wieder von jedermann besucht werden. – In: Frankfurter Allgemeine Ztg v. 27. 4. 1985. (ZA 1985)

Nachträge 1856–1980

Bastian: Theodor Fontane. – In: Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 65 (1900), S. 273–282. (ZA 1900)

Bornemann [d. i. Theodor Fontane]: Archibald Douglas. Ballade. – In: Deutsche Jugendzeitung. Wochenschrift zur Bildung des Herzens und Geistes. Redig., verl. u. hrsg. von Dr. Julin-Fabricius (Hamburg). 4 (1856) 1, S. 31–32. [Erstdr., Fotokop.] (ZA 1856)

Braune: Fontane und Hesekiel. – In: Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 65 (1900), S. 153–171. (ZA 1900)

Fontane, Theodor: Aus der Sommerfrische. Ungedr. Briefe [Ausz.]. Mitgeteilt von Friedrich Fontane. – In: Deutsche Allg. Ztg v. 7. 8. 1932. (ZA 1932)

Fontane, Theodor: Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg. – In: Morgenblatt für gebildete Leser. Nr 33–35, 42, 44, 45 (1860).

Nr 33–37 (1861). Nr 8–11, 13, 40–42, 44 (1863). [Fotokop.] (ZA 1860–1863)

Furst, Lilian: Madame Bovary and Effi Briest. An Essay in Comparison. – In: Romanistisches Jahrbuch (Berlin). 12 (1961), S. 124–135. (ZA 1961)

George, E. F.: Illusions and illusory values in Fontane's works. – In: Forum for Modern Language Studies. 7 (1971), S. 68–75. (ZA 1971)

Kuhn, Hugo: Entwürfe zu einer Literatur-Systematik des Spätmittelalters. – Tübingen 1980. [S. 98–101 betr. Melusine-Roman d. 15. Jahrhunderts u. Motivaufnahme im „Stechlin"] (ZA 1980)

Luft, Friedrich: Fontane – Mann des mehrfachen Ruhms. Zu unserem neuen Fortsetzungsabdruck. Von Freitag an in der WELT: „Dein alter Leichtsinn Th. F. – Kriegsgefangen 1870". – In: Die Welt v. 30. 10. 1963. (ZA 1963)

Plankl, Willibald: Christian Friedrich Scherenberg (1798–1881). Mit besonderer Berücksichtigung seiner lyrischen Gedichte u. Balladen. – Staatsexamensarb. Regensburg 1977. 100 S. [Maschschr.] (85/83q)

Quattrocchi, Luigi [Rez.]: Heinz Eugen Greter, Fontanes Poetik. Bern, Frankfurt/M.: Lang 1973. – In: Studi Germanici. 17/18 (1979–1980), S. 57–52. (ZA 1979)

Swales, Erika: Private Mythologies and Public Unease: On Fontane's „Effi Briest". – In: The Modern Language Review. 75 (1980), S. 114–123. (ZA 1980)

Werner, Anton von: Erlebnisse und Eindrücke 1870–1890. – Berlin: E. S. Mittler 1913, S. 165 u. 171–172. [betr. Fontanes Stellung als Akademiesekretär 1876] (ZA 1913)

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter erscheinen zweimal jährlich und finden Abnehmer in mehr als 20 Staaten. Leser in der DDR bestellen direkt beim Fontane-Archiv. Interessenten aus dem Ausland bestellen über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 7010) Leipzig, Leninstraße 16.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 120 (Leiter), 133 (Mitarbeiter).

Redaktion: Dr. sc. Joachim Biener, Dr. Gotthard Erler, Dr. Ruth Freydank, Dr. Joachim Göbel, Anita Golz, Dr. Otfried Keiler (Chefredakteur), Dr. Joachim Krueger, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Peter Schaefer, Joachim Schobeß, Bibliotheksrat i. R., Dr. Christa Schultze, Dr. sc. Peter Wruck.

Satz und Druck: Druckerei Märkische Volksstimme Potsdam, BT Hegelallee 53. Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634. Art.-Nr. 31 782,
ISSN 0015-6175
I/16/06 A 1656

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literaturauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 1500) Potsdam, Postfach 59.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

DANKSAGUNG: Im vergangenen Halbjahr wurden dem FAP wertvolle Buchgeschenke aus nah und fern übergeben. Wir danken im Namen aller Benutzer. Die Bände tragen entsprechende Vermerke und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.